Böhm-Bawerks Zinstheorie und seine Stellung zur Produktivitätstheorie.

Inaugural-Dissertation,

welche

nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung

der Hohen philosophischen Fakultät der Kgl. Universiät Breslau

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

am

Freitag, den 30. Juni 1905, vormittags 11½ Uhr

in der

Aula Leopoldina der Universität

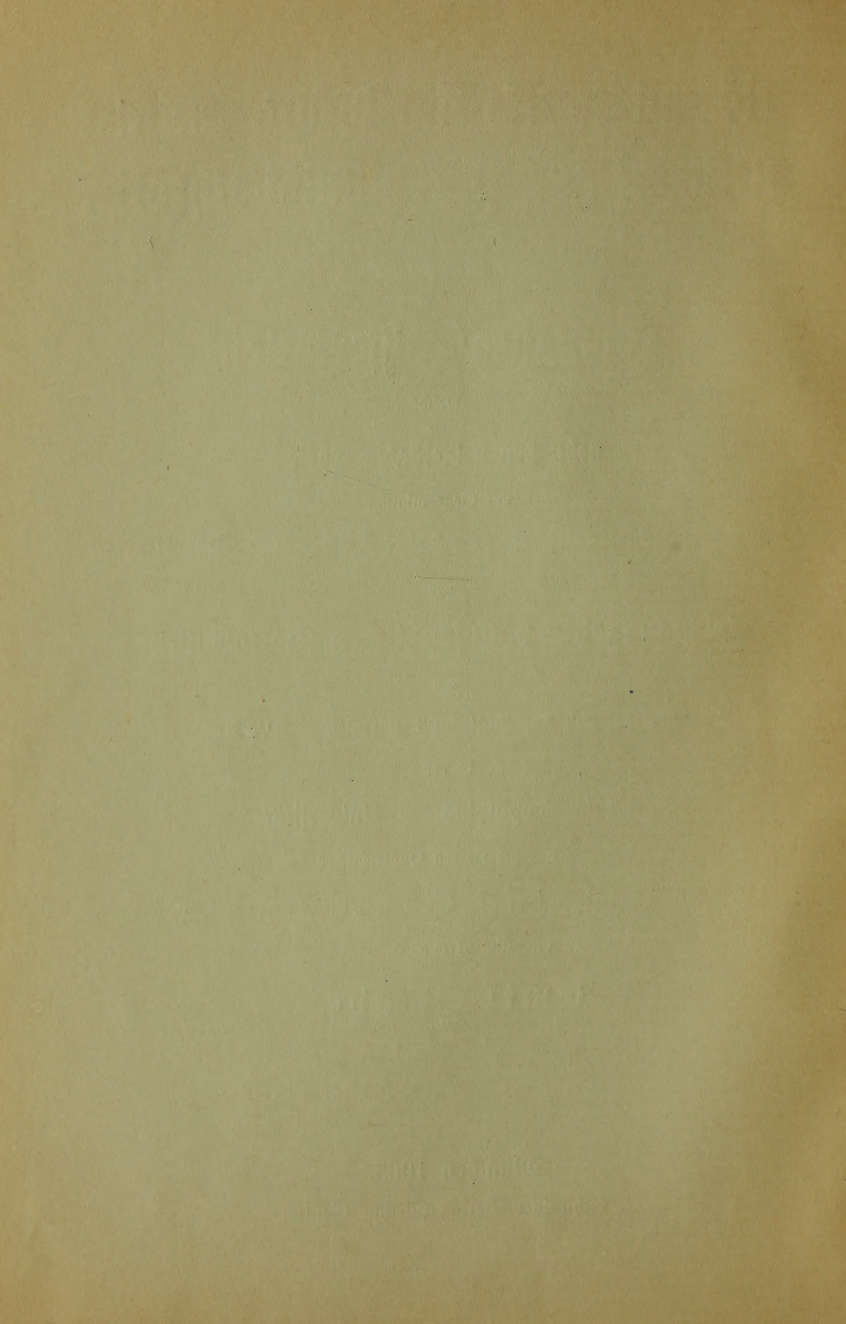
gegen die Herren Opponenten:

Dr. cam. Joseph Dierschke und Dr. phil. Joseph Rybark

öffentlich verteidigen wird

Emil Schade.

München 1905.
J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier).



Böhm-Bawerks Zinstheorie und seine Stellung zur Produktivitätstheorie.

Inaugural-Dissertation,

welche

nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung

der Hohen philosophischen Fakultät der Kgl. Universität Breslau

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

am

Freitag, den 30. Juni 1905, vormittags 11½ Uhr

in der

Aula Leopoldina der Universität

gegen die Herren Opponenten:

Dr. cam. Joseph Dierschke und Dr. phil. Joseph Rybark

öffentlich verteidigen wird

Emil Schade.

München 1905.

J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier).

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät der Universität Breslau.

Referent: Professor Dr. Wolf.

Inhaltsverzeichnis.

Thesen.

1. Die Grenznutzentheorie Böhm-Bawerks, wonach der Wert eines Gutes nach der Größe seines Grenznutzens, das heißt nach dem kleinsten Nutzen bestimmt wird, zu dessen Erzielung es wirtschaftlicher Weise noch verwendet werden darf, ist unhaltbar sowohl in bezug auf
   a) einen Vorrat von Konsumtivgütern gleicher Qualität als auch in bezug auf
   b) die Produktivmittel, sei es, daß gleichartige Produkte oder solche verschiedener Gattungen aus ihnen hervorgehen.
2. Auch Grund und Boden fällt unter den Kapitalbegriff.
3. Ricardos Grundrententheorie (die Grundrente ist gleich der Differenz des Ertrages der besseren und schlechteren Bodenklassen) ist nicht zutreffend.

Einleitung.

Zu den wichtigsten und strittigsten Problemen der Volkswirtschaftslehre gehört das des Kapitals und Kapitalzinses. Am eingehendsten hat dasselbe in neuerer Zeit der Oesterreicher v. Böhm=Bawerk in seinem Werke „Kapital und Kapitalzins" behandelt. Im ersten Bande gibt er eine „Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien" (2. Aufl. Innsbruck 1900), im zweiten Bande seine eigene Theorie („Positive Theorie des Kapitales", 2. Aufl. 1902). Durch die umfassende Darstellung und Kritik der bisherigen Zinstheorien, sowie durch seine ausführliche, mit dialektischer Gewandtheit vorgetragene eigene Theorie nimmt Böhm=Bawerk einen der ersten Plätze unter den Zinstheoretikern der Gegenwart ein.

Im Vorwort zur ersten Auflage seines ersten Bandes bemerkt dieser Gelehrte, daß ihm eine Kritik seines Werkes nicht unerwartet und unerwünscht kommen werde. Wegen der Bedeutung, die seiner Theorie von ihm selbst und manchen Vertretern der Wissenschaft zuerkannt wird, hielt ich es für angezeigt, die Bedenken, die gegen die Richtigkeit dieser Theorie in mir aufstiegen, zum Ausdruck zu bringen. Ich will in folgendem versuchen, Böhm=Bawerks Zinstheorie und seine Einwendungen gegen die Produktivitätstheorie auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

I. Kapitel.

Kritik der Zinstheorie Böhm=Bawerks.

A. Die Hauptpunkte dieser Theorie.

Böhm=Bawerk leitet den Zins aus zwei Ursachengruppen her, den produktionstechnischen und den mit dem Genußaufschub verbundenen psychologischen Tatsachen. Er steckt sich das Ziel, diesen beiden in einer Weise gerecht zu werden, „daß nicht bloß jeder Erklärungsteil für sich sachlich und logisch unanstößig ist, sondern daß auch beide Erklärungshälften sich zu einem sachlich und logisch untadeligen Ganzen zusammenfügen" (Bd. I, S. 695). Sehen wir zu, wie er diese Aufgabe gelöst hat!

Unser Autor sagt: Der Zins entsteht dadurch, daß gegenwärtige Güter höher geschätzt werden als künftige (Bd. II, S. 248 f.). Aus der subjektiven Minderschätzung der Zukunftsgüter geht deren geringerer Tauschwert hervor. Der

Zins liegt in der Wertdifferenz zwischen gegenwärtigen und künftigen Gütern. Wer nämlich Gegenwartsgüter gegen Zukunftsgüter eintauschen (Güter entleihen) will, muß in Zukunft mehr Güter gleicher Art und Güte zurückerstatten, als er in der Gegenwart erhält.

Die Wertdifferenz hat folgende Gründe:

1. Verschieden ist das Verhältnis von Bedarf und Deckung in Gegenwart und Zukunft. (Bd. II, S. 262 f.).

Den künftigen Gütern stehen nur die künftigen Verwendungen offen; den gegenwärtigen stehen dieselben künftigen und dazu noch — je nach Wahl — die gegenwärtigen und diejenigen künftigen Verwendungen offen, zu denen sich in der Zwischenzeit Gelegenheit ergibt.

2. Wir unterschätzen systematisch unsere künftigen Bedürfnisse und die Mittel zu ihrer Deckung.

Das beruht:

a) auf einem Schätzungsfehler, auf der Lückenhaftigkeit der Vorstellungen unserer künftigen Empfindungen und Bedürfnisse,

b) auf einem Willensfehler. Wir sind zu schwach, uns den Lockungen der Gegenwart zu entziehen (S. 268),

c) auf der Rücksicht auf die Kürze und Unsicherheit des Lebens. (S. 269 f.)

3. Gegenwartsgüter erlangen, zur Produktion verwendet, auf längeren Produktionsumwegen einen höheren Wert. Deshalb ist ihr Grenznutzen größer als der künftiger Güter (S. 273 f.)

Jedes der drei Hauptmomente[1]) allein kann bei einem schätzenden Menschen sich geltend machen. Treffen die beiden ersten zusammen, so akkumulieren sie ihre Wirkung. Die ersten beiden alternieren jedoch mit dem dritten, d. h. tritt das dritte in Kraft (und dies geschieht, wenn es mehr Gewicht hat), so treten die beiden anderen außer Kurs, und umgekehrt (S. 289 f.).

Auf diese Weise wird die Höherschätzung der Gegenwartsgüter universal; sie erfolgt aus psychologischen Gründen bei Dürftigen und Sorglosen, aus produktionstechnischen Gründen bei Wohlhabenden und Sparsamen. Zwei Quellflüsse münden in dasselbe Bett. Versiegt einer von beiden, so wird doch der Fluß, das Zinsphänomen, wenn auch in veränderter Stärke fortbestehen (Bd. I, S. 635).

B. Beurteilung.

1. Die psychologischen Momente.

a) Die Verschiedenheit der Güterversorgung in Gegenwart und Zukunft.

Dem ersten Punkte, daß gegenwärtige Güter höher als künftige geschätzt werden wegen der Verschiedenheit des Verhältnisses von Bedarf und Deckung in Gegenwart und Zukunft, legt Böhm-Bawerk selbst ein geringeres Gewicht bei als den anderen Momenten. Darum kann ich mich mit einer kurzen Erwiderung begnügen.

---

[1]) Die beiden ersten sind Unterabteilungen des psychologischen Moments (cf. das weitere). Hier habe ich die Dreiteilung beibehalten, um dem Leser den Vergleich mit den Worten Böhm-Bawerks nicht zu erschweren.

Böhm=Bawerk führt aus: „Eine Person, die in der Gegenwart empfindlichen Mangel an Gütern hat, aber in Zukunft voraussichtlich reichlich versorgt ist, wird gegenwärtige Güter höher schätzen als künftige." Dies geschieht in Wahrheit in den Fällen momentaner Not (Mißernte, Krankheit ꝛc.) und bei Personen mit wirtschaftlich aufsteigendem Lebenslauf. Allein diese wenigen Fälle können — und das ist gegen Böhm=Bawerk einzuwenden — für die Wertschätzung des Gros des Volkes nicht maßgebend sein. Viele Menschen sind in Zukunft nicht reichlicher mit Gütern versehen. Viele Beamte z. B., denen die Erziehung der Kinder teils mit der wachsenden Zahl, teils mit dem höheren Alter derselben wachsende Opfer auferlegt, sind in der Zukunft persönlich kärglicher versorgt als in der Gegenwart. Auch werden sie eine geringere Pension beziehen, als ihr jetziges Gehalt beträgt. Bei dem Arbeiter sinkt sogar das gesamte für ihn und seine Familie zur Verfügung stehende Einkommen mit abnehmender Körperkraft. Nicht wenige Personen, die in Zukunft wirklich reichlicher ausgestattet sind, wissen es nicht; und bei denen, die es wissen, hat es nicht die Wirkung, die Böhm=Bawerk annimmt. Ebensowenig kann bei dem Durchschnitt der Menschen aus dem Umstande, daß den gegenwärtigen Gütern die Verwendung [1]) für Gegenwart und Zukunft, künftigen Gütern aber nur die Verwendung in der Zukunft offensteht, eine Höherschätzung der Gegenwartsgüter hergeleitet worden.[2]) Denn nicht nur diejenigen, welche von den reichlicheren Mitteln der Gegenwart ein gutes Teil für die Zukunft aufsparen, sondern noch mehr die, welche in der Gegenwart ein gleiches oder sogar ein geringeres Einkommen als in Zukunft haben und doch einen Teil der Güter aus der Gegenwart in die Zukunft überführen, beweisen damit, welch hohen Wert sie auf künftige Genußgüter (im Vergleich zu gegenwärtigen) legen. Hier ist keineswegs nur an Personen mit höherem Einkommen zu denken, sondern auch an die große Zahl derjenigen, für die die Versagung mancher Bedürfnisbefriedigung in der Gegenwart ein Opfer bedeutet.

Böhm=Bawerk macht die reichlichere künftige Versorgung zur Ursache der Minderschätzung der Zukunftsgüter. In der Tat verhält es sich jedoch zumeist folgendermaßen: Jene größere künftige Gütermenge ist in den Fällen, wo sie wirklich vorhanden ist, recht häufig die Wirkung der hohen Würdigung der künftigen Bedürfnisse und Deckungsmittel, die hinter der der gegenwärtigen nicht zurückbleibt.

b) Die perspektivische Verkleinerung der Zukunftsgüter.

Der zweite psychologische Grund für die Entstehung des Zinses ist nach unserem Autor die perspektivische Verkleinerung der Zukunftsgüter infolge eines Schätzungs= und Willensfehlers und infolge der Unsicherheit des Lebens.

Hiergegen ist einzuwenden: Erstens ist diese Verkleinerung nicht allgemein. Zweitens könnte sie keinen Zins entstehen lassen.[3])

Ist denn der „Arbeiter, der den Wochenlohn Sonntags durch die Gurgel

---

[1]) Von der Verwendung zur Produktion ist hier natürlich abzusehen (cf. späterhin.)

[2]) cf. Gebauer, Das Wesen des Kapitalzinses und die Zinstheorie v. Böhm=Bawerks (Breslau 1904) S. 32 f.

[3]) cf. Berolzheimer: Das Vermögen. Juristische Festlegung einiger Wirtschaftsgrundbegriffe: Annalen des Deutschen Reichs 1904 S. 527 (Heft 7) und S. 602 Anm. (Heft 8): „Der Minderwert künftiger Güter ist nicht die Ursache, sondern die Folge des Zinses."

jagt, der flotte Bursche, der sein Monatsgeld schon in den ersten Tagen des Monats in leichtfertiger Vergnügung durchbringt", der Typus des Kulturmenschen? Solchen Ausnahmen hält der törichte Geizhals die Wage. Indem unser Urteil solche Fälle als Ausnahmen bezeichnet, zeugt es von einer höheren geistigen und moralischen Kraft, als Böhm-Bawerk uns zuschreibt.

Nicht nur der Selbsterhaltungstrieb, sondern auch die Bande der Gemeinschaft veranlassen den Menschen, die Zukunft richtig einzuschätzen. Keine Kluft trennt das „Heute" vom „Morgen", von der nächsten Woche, vom nächsten Jahr. Wir arbeiten für die Zukunft, um die ununterbrochene Kette der Bedürfnisse zu decken. Auch die Kürze und Unsicherheit des Lebens lenkt davon nicht ab. Jeder hofft, das nächste Jahr noch zu erleben. Selbst der Greis sorgt noch für die Familie, die Gemeinde, den Staat. Selbst der kinderlose Reiche vergeudet seine Güter nicht, sondern ist auf die künftige Versorgung des Gemeinwesens bedacht, dem er sein Vermögen hinterläßt.[1]) Kinder und Barbaren, die der Gegenwart leben, können für die Güterbewertung der Kulturwelt nicht entscheidend sein. Auch der Hindu und Eskimo sammelt sorgsam für die Zukunft.

Aber selbst wenn wir die perspektivische Verkleinerung des Grenznutzens künftiger Güter als allgemein wirksam annehmen wollten, so könnte sie doch keinen Zins erzeugen.[2]) Sie würde nur die Folge haben, daß das Volk die Beschaffung der Genußmittel nicht für eine fernere, sondern eine nähere Zukunft ins Auge faßte.

Einen Volksstamm, der auf die Dauer gänzlich von der Hand in den Mund lebt, gibt es nicht. Und gäbe es einen solchen, der Zins wäre unbekannt. Würde einer zum andern sagen: Da du heute keine Fische gefangen hast, so will ich dir 3 von den meinigen abgeben. Gibst du mir binnen vierzehn Tagen ungefähr gleich große Fische zurück, so hast du mir deren 4 wiederzugeben; erfolgt jedoch die Rückzahlung erst in einem Monat, so fordere ich deren 5 2c. Der Entleiher würde gar nicht verstehen, was das zu bedeuten, was die Zeit mit der größeren Menge der zu erstattenden Güter zu tun habe. Diese Forderung würde er als eine große Ungerechtigkeit empfinden.

Ein tiefer in der Sache selbst liegender Grund war es also, aus dem Aristoteles den Zins naturwidrig nannte, aus dem das Judentum und Jahrhunderte lang auch das Christentum das Zinsnehmen als der natürlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit widerstreitend ansahen und verboten.

Böhm-Bawerk meint, der Zins sei das Agio auf Gegenwartsgüter, der Entleiher habe mehr Zukunftsgüter zurückzuzahlen, als er Gegenwartsgüter erhalte. Aber woher soll er das Plus an Zukunftsgütern nehmen? Es fehlt die Deckung für den Zins, welcher nicht der Produktivität des Kapitals zugeschrieben werden soll. Nur aus dem Arbeitseinkommen müßte die Deckung genommen werden. Doch das ist entweder nicht möglich oder doch sehr drückend

---

[1]) In einer Leibrente könnte er alle seine Güter aufzehren. In der Regel erwirbt er (falls er diesen Weg beschreitet) eine Leibrente nur in einer Höhe, die seinen gewohnten Lebensunterhalt sicherstellt.

[2]) Julius Wolf, System der Sozialpolitik, I. Bd., Stuttgart 1892, S. 478: „Böhm-Bawerk mag uns erwidern, diese Selbsttäuschungen seien Tatsache. Sicher sind sie dies. Sie sind so gut Tatsache wie die Ableitung des elektrischen Stromes überall dort, wo der Isolierüberzug schadhaft geworden ist. So tatsächlich diese schadhaft gewordenen Stellen aber sind, begründen sie doch nicht die Tatsache des elektrischen Stromes; genau so begründen auch jene menschlichen Schwachheiten nicht einen Wertüberschuß für die Gegenwartsgüter."

für den Schuldner. Ein Konsumtivdarlehen ist zumeist ein Notdarlehen. Wer in Krankheit oder einer sonstigen Notlage sich den notwendigen Lebensunterhalt leihen muß, wird zu schaffen haben, daß er außer den fortlaufenden Existenzmitteln das „vorgegessene Brot" erarbeite. Darüber hinaus noch Zinsen aufbringen zu müssen, wird für ihn zur schweren Last. Deshalb erklärten die Kanonisten das Zinsnehmen für ein Verbrechen, schlimmer als Diebstahl, Raub und Mord.[1])

Unser Autor könnte einwerfen: Wenn die Theologen und Juristen sich Jahrhunderte lang abmühen mußten, um den immer wieder erstehenden Zins für Konsumtivdarlehen zu unterdrücken, so muß derselbe doch selbständig entstanden, in der menschlichen Natur begründet sein. Hierauf ist zu antworten: Der Zins ist entstanden und berechtigt allein um der Produktivität des Kapitals willen.[2])

Das Kapital erzeugt auf seinen Anteil Güter von höherem Wert, als es selbst gekostet hat. Einige Kapitalstücke, z. B. Jagd- und Fischergeräte hat jedes Volk. Wer mit geliehenem Fischnetz mehr Fische fängt als mit der Hand, der wird gern einen Teil des Mehrertrages dem, der das Netz gearbeitet und geliehen hat, abgeben (abgesehen davon, daß er je nach Uebereinkommen das Netz in gutem Stande hält oder ein neues gleich gutes Netz anfertigt und zurückgibt oder ein der Abnützung entsprechendes Aequivalent an Fischen obendrein gibt).

Weil nun in der kapitalarmen Zeit weniger Darlehen zu Produktions-, als zu Konsumtionszwecken gegeben wurden und man den Unterschied zwischen beiden nicht kannte, so unterstützten die Gesetzgeber (auf Grund der christlichen Lehre und) aus Billigkeitsrücksichten die Schuldner in dem Bestreben, sich in jedem Falle dem Zins zu entziehen. Als man später die Berechtigung des Zinses für Produktivmittel einsah, gestattete man diesen in der Form des F r u c h t genusses, der Zins für G e l d darlehen aber blieb verboten, weil man darunter nur Konsumtivdarlehen verstand.

Wer den historischen Zusammenhang zwischen dem Zins von Konsumtiv- und Produktivdarlehen nicht anerkennen will, ist noch nicht berechtigt, den ersteren aus der durch menschliche Fehler bedingten Unterschätzung der Zukunftsgüter herzuleiten. Denn davon kann bei einem, der ohne sein Verschulden gezwungen ist, ein Darlehen aufzunehmen, nicht die Rede sein. Vielmehr würde dann der Zins auf die Ausnützung der Notlage des Darlehensnehmers durch den Darlehensgeber zurückzuführen sein. Unter diesem Gesichtspunkte erschien im Mittelalter der Zins als Wucher oder Erpressung. Er gehörte auf dasselbe Blatt wie die Ausnützung der Macht des Stärkeren, unter irgendeinem Titel vom Schwächeren einen Tribut zu erzwingen.

Doch wie stimmt dazu die heutige Auffassung? Niemand nimmt daran Anstoß, daß das Konsumtivdarlehen ebenso wie das Produktivdarlehen Zinsen bringt. Das kommt daher, daß das Kapital ein ausschlaggebender Faktor im Wirtschaftsleben geworden ist. Jeder kann, was früher oft nicht möglich

---

[1]) E n d e m a n n, Die nationalökonomischen Grundsätze der kanonistischen Lehre, in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik Bd. I (1863) S. 41.

[2]) Obwohl die Zurückführung des Zinses auf produktionstechnische Gründe in einem besonderen Abschnitt behandelt werden wird, so halte ich es doch für angezeigt, um, im Gegensatz zu Böhm-Bawerks Ansicht, die Ableitung des Zinses für Konsumtivdarlehen aus dem Zinse für Produktivdarlehen darzutun, die Produktivität des Kapitals schon hier wenigstens ganz kurz zu berühren.

war, seine Ersparnisse produktiv anlegen, indem er sie z. B. auf die Sparkasse bringt. Die Produktivdarlehen sind jetzt die Regel und repräsentieren insgesamt einen sehr hohen Wert, die Konsumtivdarlehen sind die Ausnahmen und betragen einzeln und insgesamt relativ kleine Summen. Nun kommt es allerdings noch heute vor, daß einem Freunde oder Verwandten zinslose Darlehen oder solche zu niedrigem Zinsfuß gegeben werden. Aber ich gebe zu, daß das Ausnahmen sind und daß der Darleiher von Konsumtivgütern in der Regel Zinsen fordert. Er ist hierzu viel mehr als in früheren Zeiten berechtigt. Er wird selbstverständlich seine Ersparnisse nur zu einem Zinssatze überlassen, den er überall [1]) in der Produktion bekommen kann. [2])

Die Ableitung und Abhängigkeit des Zinses des Konsumtivdarlehens von dem des Produktivkapitals tritt hier deutlich zutage. Anderseits ist heute der Darlehensnehmer, wenn ihn nicht Krankheit u. a. hindert, auch eher imstande (als in der kapitalarmen Zeit), neben der Rückerstattung des Kapitals noch Zinsen zu zahlen. Jedermann hat Anteil an dem unschätzbaren Segen der kapitalistischen Produktion. Der Arbeiter hat vielfache Arbeitsgelegenheit und höheren Lohn, einzelne Produkte bekommt er billiger. Dem Studenten ermöglicht das Darlehen, durch Vollendung der Studien in eine höhere Einkommensstufe aufzurücken, als er ohne das Darlehen erreicht hätte. Das Darlehen wirkt auf und für seine Person gleichsam produktiv, obgleich von einer Produktivität im produktionstechnischen Sinne natürlich nicht die Rede sein kann.

Wir kommen zu dem Resultat, daß selbst der Zins, der nicht unmittelbar durch die Produktivität des Kapitals geschaffen wird, doch mittelbar derselben seine Existenz verdankt, daß also der Zins des Konsumtivdarlehens von dem des Produktivdarlehens, aber nicht von menschlichen Schätzungs- und Willensfehlern abzuleiten ist.

Ist also die „Erklärungshälfte", daß aus psychologischen Gründen die Zukunftsgüter systematisch unterschätzt werden und darum ein Zins entsteht, „für sich sachlich und logisch so unanstößig" wie Böhm-Bawerk behauptet?

Die Kanonisten des Mittelalters, die mit aller dialektischen Spitzfindigkeit die Vernunft- und Moralwidrigkeit des Zinsnehmens zu beweisen suchten, hätten gewiß die Entdeckung Böhm-Bawerks dankbar begrüßt, daß der Zins seinen Entstehungsgrund in der Unzulänglichkeit des Vorstellungsvermögens und der moralischen Schwäche der Menschen habe. Dieses Moment hätte damals sowohl in der tatsächlichen Wertschätzung als auch in der Beweisführung der Kanonisten eine sehr große Rolle gespielt, weil ja die Produktivität des Kapitals gegen heute wenig in Betracht kam und wissenschaftlich noch nicht erkannt war. Es ist darum bemerkenswert und vielsagend, daß dieses Argument gegen die moralische Berechtigung des Zinses in die kanonistische Lehre nicht Eingang gefunden hat. Die Selbsttäuschung als selbständige Basis des Zinsphänomens wird eine Selbsttäuschung Böhm-Bawerks bleiben.

---

[1]) Populär ausgedrückt. Tatsächlich kommt nur der ungefähre Durchschnitt der von den Produzenten gezahlten Zinssätze in Betracht.

[2]) Bekanntlich ist der Zins für Konsumtivdarlehen oft höher, weil er eine höhere Risikoprämie involviert.

2. Die produktionstechnischen Momente.

a) Der Wert.

α) Die Wertbegriffe.

Wie steht es um die andere Erklärungshälfte, wonach der Zins auf produktionstechnische Ursachen zurückgeführt wird?

Böhm-Bawerk erschwert dem Leser sehr die Orientierung durch fern angeknüpfte und verschlungene Fäden, [1]) durch Tabellen mit Zahlen, die völlg in der Luft schweben.

Die Hauptgedanken sind folgende: Ein Zins entsteht dadurch, daß gegenwärtige Produktivmittel einen höheren Wert haben als künftige. Der Grund ist der: Gegenwärtige Produktivmittel liefern wertvollere Produkte als künftige. Vom Wert der Produkte hängt aber der Wert der Produktivmittel selbst ab.

Um die Richtigkeit dieser Sätze prüfen zu können, müssen wir Böhm-Bawerk zuvor auf das Fundament seines Gebäudes, die Werttheorie, deren Eckstein die Grenznutzentheorie ist, und zum Hauptpfeiler, dem Kostengesetz folgen. Zuerst behandeln wir die Wertbegriffe. [2])

Unser Autor unterscheidet (II. Bd. S. 137) Wert im subjektiven und objektiven Sinne. Der subjektive Wert ist die Bedeutung, die ein Gut für die Wohlfahrtszwecke eines Subjektes besitzt. Der objektive Wert ist die Kraft oder Tüchtigkeit eines Gutes zur Herbeiführung irgend eines objektiven Erfolges, z. B. Nährwert, Heizwert. Zu den objektiven Werten gehört der objektive Tauschwert. Dieser ist die objektive Geltung der Güter im Tausch oder die Möglichkeit, für sie im Austausch eine Quantität anderer Güter zu erlangen. Diese Möglichkeit ist eine Kraft oder Eigenschaft der ersteren Güter. Tauschwert und Preis sind verschiedene Begriffe. Der Tauschwert ist die Fähigkeit eines Gutes, im Austausch ein Quantum anderer Güter zu bekommen. Der Preis ist dieses Güterquantum selbst.

Später (S. 176) bezeichnet der Verfasser neben Gebrauchswert auch den Tauschwert als eine Art des *subjektiven* Wertes. Der Tauschwert ist die Bedeutung, die ein Gut für die Wohlfahrt einer Person durch seine Fähigkeit erlangt, ihr im Austausch andere Güter zu verschaffen. Wir sehen: das Wort „Tauschwert" soll verschiedene Begriffe decken: einmal Tauschfähigkeit oder Tauschkraft und zweitens Bedeutung für die Wohlfahrt einer Person.

Dazu wird (S. 177) gar noch ein „wahrer Wert" eingeführt. Sind Gebrauchswert und Tauschwert verschieden groß, d. h. involvieren sie einen verschiedenen Grenznutzen, so ist der höhere dieser beiden Werte sein wahrer (d. i. wirtschaftlicher) Wert. Das wird uns an folgendem Beispiel illustriert, an dem uns aber noch mehr interessiert, welche eigentümliche Rolle bei Böhm-Bawerk der *subjektive* Wert spielt:

Ein Gelehrter, dessen Bücher einen höheren Gebrauchswert als *objektiven* Tauschwert haben, gibt den Büchern eine Verwendung nach ihrem höheren

[1]) cf. *Diehl*, Jahrbücher für Nationalökonomie und Stat., III. Folge, 21. Bd. (1901) S. 841.

[2]) Die etymologische Erklärung und verschiedene Definitionen vom „Wert" cf. bei *Wolf*, Zur Lehre vom Wert; Zeitschr. f. d. gesamte Staatswiss., 42. Bd. (1886) S. 418 f., bzw. *Schmoller*, Einige prinzipielle Erörterungen über Wert und Preis: Sitzungsber. d. Berl. Akademie d. Wissensch. 1901 S. 635.

(wahren) Wert, er behält sie. Gerät er in Not, so verkauft er sie; denn dann ist bei ungeändertem Gebrauchswert und auch bei ungeändertem objektiven Tauschwert der Bücher ihr subjektiver Tauschwert für ihn **gestiegen.**

Diese Begründung ist anzufechten. Subjektiver Wert kann doch nur der Wert, d. h. die Rangstellung sein, welche das wertende Subjekt einem Gute unter anderen Gütern anweist. Gebrauchswert ist (m. E.) die einem Gute in Hinsicht auf den Gebrauch eingeräumte Rangstellung. Tauschwert ist die einem Gute in Hinsicht auf einen eventuellen Tausch angewiesene Rangstellung. Gebrauchswert ist die Rangstellung eines Gutes unter den Gütern desjenigen, dem es dienen soll. Tauschwert des zu vertauschenden Gutes ist dessen Rangstellung unter fremden Gütern. Tauschwert des einzutauschenden Gutes ist die Rangstellung dieses fremden Gutes unter eigenen Gütern (des Schätzenden). Der Tauschlustige hat ja zweierlei einzuschätzen, das Gut, das er hingibt, und dasjenige, das er dafür begehrt. Der Gebrauchswert ist die Voraussetzung des Tauschwerts.[1]) Wer daher das zu vertauschende Gut mit fremden Gütern vergleicht, hat dasselbe zuvor mit eigenen Gütern auf seine Nützlichkeit verglichen, falls der Eigengebrauch in Betracht kommt. Bei Einschätzung der auf Absatz produzierten Ware, die oft für den Fabrikanten fast gar keinen Gebrauchswert hat, bringt dieser den Gebrauchswert, den die Ware voraussichtlich bei anderen haben wird, in Anschlag. — Auch das einzutauschende Gut schlägt der Schätzende je nach dem Gebrauch, den er von demselben machen kann, hoch oder niedrig an.

In obigem Beispiel[2]) (S. 177) bewegt sich der Tauschwert gerade entgegengesetzt, als der Verfasser angibt. Auch der Gebrauchswert bleibt nicht ungeändert (wie er behauptet), sondern bestimmt ja den Tauschwert.

Anfangs wertet der Gelehrte seine Bücher, die teils vielleicht kaum zu ersetzen sind, teils Zeichen und Anmerkungen von ihm enthalten, im Verhältnis zu seinen anderen Gütern ziemlich hoch. Da er die zum Lebensunterhalt nötigen Güter ausreichend besitzt, nehmen seine Bücher zwischen ihnen einen hohen Rang ein, ihr Gebrauchswert steht hoch. Wollte jemand die Bücher durchaus kaufen, so würde der Gelehrte sie in Hinsicht auf den Tausch mindestens so hoch einschätzen, als sie ihm „wert" sind, d. h. Gebrauchswert für ihn haben. Sie haben demnach für das schätzende Subjekt einen hohen Tauschwert.

Kommt nun der Gelehrte in Not, so weist er seinen Büchern einen viel niedrigeren Rang unter den anderen Gütern an. Er kann die Bücher nicht „gebrauchen", wenn er nicht zuvor Nahrung, Kleidung und Obdach hat; oder er kann nur einen geringeren „Gebrauch" von den Büchern machen, wenn er an einem von jenen empfindlich Mangel leidet. Der Gebrauchswert ist gesunken. Jetzt ist er sehr zum Tausch geneigt. Er stellt die zu vertauschenden Bücher im Vergleich zu den einzutauschenden Gütern auf eine so niedrige Stufe, daß er schließlich auf den Tausch „zu jedem Preise" eingeht. Mit dem Gebrauchswerte sinkt der Tauschwert.

Nach Böhm-Bawerk ist bei unverändertem Gebrauchswert der „subjektive Tauschwert" der Bücher dagegen gestiegen. Denn die Mög-

---

[1]) Kleinwächter, Lehrbuch der Nationalökonomie, S 274: „Ein Tauschwert ohne Gebrauchswert wäre eine contradictio in terminis, es wäre dies „ein Wert ohne Wert". cf. Schmoller l. c. S. 641, 643.

[2]) Scharling, Grenznutzentheorie und Grenzwertlehre: Conrads Jahrb. III. F. 27. Bd. (1904) S. 28.

lichkeit, durch den Verkauf der Bücher wichtigere Bedürfnisse zu befriedigen, gewinne für den Gelehrten eine erhöhte, leicht den Gebrauchswert übersteigende Bedeutung. Der „subjektive Tauschwert" Böhm-Bawerks ist also der Wichtigkeitsgrad, auf dem der Tauschakt selbst auf Grund der Schätzung der einzutauschenden Güter steht. Aber es kann sich doch offenbar beim subjektiven Tauschwert der zu vertauschenden Güter nicht darum handeln, welchen Wert das schätzende Subjekt (der Gelehrte) dem Tauschakt beilegt, sondern allein darum, wie hoch es den Wert der zu vertauschenden Güter (hier der Bücher) bemißt.

Kein Wunder, daß unser Autor zwischen den Begriffen „subjektiver" und „objektiver Tauschwert" eine so tiefe innere Verschiedenheit sieht, daß man für beide kaum eine gemeinsame Definition finden könnte (S. 179). Und dabei soll der Erkenntnis dieser Verschiedenheit für die „Orientierung in den Werterscheinungen fundamentale Bedeutung" zukommen (S. 178).

Wir werden im folgenden Abschnitt bemerken, daß der Verfasser mit dem Worte „Wert" bald den einen, bald den andern seiner Wertbegriffe verknüpft.[1]) Seine Beweisführung kann dadurch an Folgerichtigkeit nicht gewinnen. Um nicht in Dissonanz mit den Worten Böhm-Bawerks bei der Kritik derselben zu kommen, werde ich den Ausdruck „Wert" beibehalten, sobald der darunter zu verstehende Begriff aus dem Zusammenhange unzweifelhaft hervorgeht. Wenn man aber eine Werttheorie gibt und die Folgerungen daraus für andere Theorien (z. B. die des Zinses) zieht, so sind doch wohl für verschiedene Begriffe auch verschiedene Bezeichnungen dauernd zu wählen.

Mit Diehl[2]) halte ich es für sehr zweckentsprechend, in diesem Falle anstatt von „objektivem Wert" von „Tauschkraft" zu sprechen und sonst nur Gebrauchswert und Tauschwert zu unterscheiden. Denn der Wert, sowohl der Gebrauchswert als der Tauschwert ist immer etwas Subjektives:[3]) die Bedeutung, die Rangstellung, die wir einem Gegenstande für unsere Bedürfnisbefriedigung beilegen.[4]) Dieselbe Person mißt auf der Reise durch wasserarme Gegend einem Krug Wasser einen unvergleichlich höheren Wert bei als am heimatlichen Brunnen. Der Arme schätzt ein Brot viel höher als der Reiche. Der eine Arbeiter wertet die Speisen höher als die Getränke, der andere umgekehrt.

Auch in dem Begriffe „Tauschkraft" liegt neben dem objektiven Moment, auf das sich das Urteil (dessen, der einem Gute eine bestimmte Tauschfähigkeit beimißt) stützt, noch ein subjektives Moment. Die Tauschkraft ist die Fähigkeit eines Gutes, einen mutmaßlichen Preis zu erlangen.[5]) Weil Gut A einen Preis von 200 Mk. hatte und mit Grund angenommen wird, daß die Kom-

---

[1]) Verschieden ist auch nach Böhm-Bawerk das Verhältnis des subjektiven Wertes zum Preise. Nach S. 184 (unten) stützt sich der subjektive Tauschwert auf den Preis; nach S. 220 ist der Preis die Resultante der auf dem Markte sich begegnenden subjektiven Wertschätzungen von Ware und Preisgut.

[2]) Diehl: P. J. Proudhon, Seine Lehre und sein Leben, I. Abteilung (1888) S. 109; II. Abteilung (1890) S. 218f.

[3]) Wolf l. c. S. 420.

[4]) (cf. oben S. 8) unter Berücksichtigung der Schwierigkeit der Erlangung desselben. Die genauere Definition könnte etwa lauten: Wert ist die einem Gute in Rücksicht auf seine (tatsächliche oder angenommene) Fähigkeit zur Bedürfnisbefriedigung und auf seine Beschaffbarkeit angewiesene Rangstellung (oder zugesprochene Wichtigkeit). — cf. Scharling l. c. S. 162. Schmoller l. c. S. 639, 640: „Die Beschaffbarkeit schließt die Frage der Seltenheit wie der Kosten, der aufzuwendenden Arbeit in sich."

[5]) Scharling l. c. S. 29.

ponenten (Wertschätzungen), durch die jener Preis zustande kam, sich nicht geändert haben, so ist zu vermuten, (aber nur zu „vermuten"), daß auch für das Exemplar B derselben Gütergattung ein Preis von 200 Mk. gezahlt werden wird. Oder obwohl das Gut A unlängst einen Preis von 180 Mk. hatte, so hat es doch jetzt eine Tauschkraft von 200 Mk.: vermutlich wird es mit 200 Mk. bezahlt werden, weil bestimmte Momente in einem ungefähr zu berechnenden Maße die Tauschkraft gesteigert haben (z. B. ein Rind hat an Gewicht zugenommen oder die Fleischpreise sind gestiegen 2c.).

β) Die Größe des Wertes.

αα) Die Grenznutzentheorie.

In bezug auf die Größe des Wertes behauptet Böhm-Bawerk:

Der Wert eines Gutes bestimmt sich nach der Größe seines Grenznutzens, d. h. nach dem kleinsten Nutzen, zu dessen Erzielung es wirtschaftlicher Weise noch verwendet werden dürfte (S. 158, 172). Diesen Satz begründet er durch folgendes Beispiel (S. 159):

Ein Kolonist im Urwalde hat fünf Sack Korn geerntet. Durch die Säcke Getreide, von denen er je einen zur Erhaltung seines Lebens, zur Vervollständigung seiner Mahlzeiten, zu Geflügelmästung, Erzeugung von Kornbranntwein und Papageienfutter verwenden will, werden Bedürfnisse befriedigt, die für ihn der Reihe nach die Wichtigkeitsgrade 10, 8, 6, 4, 1 haben. Ein Sack, und da man die gleichen Säcke miteinander vertauschen kann, jeder Sack wird geschätzt nach der Wichtigkeit des Bedürfnisses, das infolge des Wegfalls eines Sackes unbefriedigt bleiben würde, also nach dem geringsten Bedürfnis — jedoch nur unter der Bedingung, daß hinter diesem wegfallenden Sacke noch vier andere Säcke zur Deckung der wichtigeren Bedürfnisse stehen.

Die Hintansetzung dieser Bedingung, die unser Autor anfangs (S. 160) selbst hinzufügt, ist die Ursache zum Trugschluß. Er folgert daraus, daß alle Exemplare gleich sind und darum mit einander vertauscht werden können, die Gleichwertigkeit aller Exemplare, da es doch ganz unzweifelhaft sei, daß zwei gleiche Güter, in der gleichen Lage verfügbar, auch im Wert einander vollkommen gleich sein müssen (S. 155.)[1]) Der Nutzen, der den Wert eines Gutes bestimmt, sei nicht identisch mit dem Nutzen, den es selbst tatsächlich stiftet, sondern sei in der Regel ein fremder Nutzen, der Nutzen des letzten Güterexemplares (Grenznutzen) (S. 165).[2]) Im obigen Beispiel soll sich also der

---

[1]) cf. Wieser, Der natürliche Wert (Wien 1889) S. 25.

[2]) Bei der Wertbestimmung mögen Böhm-Bawerk wohl die Vorgänge bei der Preisbildung im freien Verkehr vor Augen geschwebt haben, obwohl er ausdrücklich hervorhebt, daß der Kolonist abseits von allen Verkehrsstraßen einsam im Urwalde wohnt, und obwohl der Preis auf den Wert sich stützt, aber nicht umgekehrt. Denn wenn man für „Wert" „Preis" setzte, so hätte der obige Satz wenigstens einige Berechtigung. Der Markt hat die Tendenz, den Preis aller Exemplare einer Gattung auf das Niveau des Exemplares herabzudrücken, welches unter allen das mindest wichtige Bedürfnis deckt, also am billigsten ist. Wir wissen aber auch, daß dieses Ziel nicht immer erreicht wird. En gros und en détail werden nicht nur an verschiedenen Plätzen, sondern auch in derselben Stadt in verschiedenen Läden (manchmal auch in demselben Laden) die verschiedensten Preise gezahlt. cf. Kleinwächter, Das Einkommen und seine Verteilung (Leipzig 1896) S. 282, cf. 269: „Die Lehre von dem eigentlichen und einheitlichen „natürlichen" Preise gehört in den Bereich der Fabel." cf. Kleinwächter, Lehrbuch der Nationalökonomie (Leipzig 1902) S. 300 f.

Wert jedes Sackes Korn, z. B. des ersten nach dem Nutzen des letzten Sackes bestimmen.

Unser Autor, der hier nur von „Wert" im allgemeinen spricht, geht offenbar vom Gebrauchswert aus; denn der Kolonist ist vom Tauschverkehr abgeschlossen (er wohnt „abseits von allen Verkehrsstraßen einsam im Urwalde": S. 159), und die Verwendungsart jedes einzelnen Sackes im Eigengebrauch des Kolonisten ist angegeben.

Man darf sich in Wahrheit jedoch dadurch nicht täuschen lassen, daß man jeden, z. B. den ersten Sack auch auf den letzten Platz stellen kann. Will man zur Schätzung nicht nur eines einzigen, sondern der einzelnen Exemplare kommen, so muß man sich für eine Reihenfolge entscheiden. Der fünfte Sack, also ein beliebiger unter den fünf, befriedigt unter der Bedingung, daß noch vier zur Deckung der wichtigeren Bedürfnisse übrig bleiben, das Bedürfnis von dem Wichtigkeitsgrade 1. Man hat zwar freie Wahl, welchen von den fünf Säcken man an den letzten Platz stellen will, aber nur ein einziger unter den fünf kann diesen einen letzten Platz einnehmen. Vier müssen ja zur Befriedigung der wichtigeren Bedürfnisse übrig, also dem letzten Sacke in bezug auf die Verwendungsart übergeordnet bleiben: das war Bedingung. Da nur ein einziger Sack das Bedürfnis von dem Wichtigkeitsgrade 1 deckt, so hat auch nur dieser e i n e einen Gebrauchswert (eine Rangstellung: cf. oben S. 8), der diesem Wichtigkeitsgrade entspricht (e i n e Gebrauchswerteinheit, kurz bezeichnet: Gebrauchswert 1). Geht man zur Schätzung eines Sackes, der das Bedürfnis von dem Wichtigkeitsgrade 4 zu befriedigen, den vierten Rang einzunehmen hat, über, so kann der Sack des fünften Ranges, dessen Zweckbestimmung und Gebrauchswert ja eben auf diesem Range festgelegt sind, nicht mehr in Betracht gezogen werden. Es handelt sich jetzt nur noch um vier Säcke. Ein beliebiger, aber doch nur ein einziger unter diesen vieren befriedigt (da ja drei zur Deckung der wichtigeren Bedürfnisse übrig bleiben müssen) das Bedürfnis von dem Wichtigkeitsgrade 4, hat dementsprechend einen Gebrauchswert von vier Einheiten. Ebenso nimmt nur ein einziger je den dritten, zweiten, ersten Rang ein, hat dementsprechend einen Gebrauchswert von bezüglich 6, 8, 10.

Mit anderen Worten: Wird der Kolonist gefragt, welchen Gebrauchswert die einzelnen Säcke für ihn haben, so kann er nur antworten: Gebrauchswert ist der Wert, den ein Gut in Rücksicht auf den Gebrauch für mich hat, die Rangstellung unter anderen Gütern in Hinsicht auf den Gebrauch. Diesen Wert bemesse ich nach dem Nutzen, den es mir beim Gebrauch stiftet. Den Nutzen bestimme ich nach dem Range, den das durch jenes Gut befriedigte Bedürfnis unter anderen Bedürfnissen einnimmt. Die Höhe des Gebrauchswertes, die Rangstellung eines Gutes entspricht also der Rangstellung des durch das Gut gedeckten Bedürfnisses. Ein Sack, der mir das Bedürfnis von dem Wichtigkeitsgrade 1 erfüllt, hat dementsprechend für mich einen Gebrauchswert von 1, ein zweiter, dritter, vierter, fünfter Sack bezüglich den Gebrauchswert 4, 6, 8, 10. Alle fünf Säcke zusammen haben einen Gebrauchswert von 29 Einheiten. Wenn ich die Gebrauchswerte aller fünf Säcke ins Auge fasse, so hat jeder durchschnittlich einen Wert von $5^4/_5$. Soll ich jedoch nur einen einzigen unter fünf Säcken schätzen in Rücksicht darauf, daß ich einen verlieren oder verkaufen soll,[1]) so kann ich ihm nur den Gebrauchswert 1 beilegen, dessen

[1]) Wir nehmen jetzt an, daß der Kolonist an den Tauschverkehr angeschlossen ist, um zu zeigen, daß der Tauschwert mit dem Gebrauchswert parallel geht.

ich ja nur verlustig gehe; denn die vier Säcke, die ich zurückbehalte, werde ich naturgemäß zur Deckung der vier wichtigsten Bedürfnisse verwenden. Zwei Säcke unter fünf haben für mich jedoch einen Tauschwert[1]) von 5, da ich die Gebrauchswerte 1 und 4 verliere, jeder von zweien hat also einen Tauschwert von $2^1/_2$, jeder von dreien (unter fünf) dementsprechend einen Tauschwert von $\frac{1+4+6}{3} = 3^2/_3$. Kommt schließlich nur einer von den beiden übrig gebliebenen in Betracht, so hat er einen Tauschwert von 8, handelt es sich um beide, so hat jeder einen Wert von $\frac{8+10}{2} = 9$.

Bisher hatten wir die Exemplare einer Gütergattung ins Auge gefaßt, die im Besitz derselben Person sich befinden. Besitzt nun eine zweite Person B mit größerer Familie sechs Sack Korn derselben Qualität, so kann sie leicht drei Sack, die sie zur menschlichen Nahrung benötigt, für das Bedürfnis mit dem Wichtigkeitsgrade 10 verwenden (Gebrauchswert von je 10) und den drei letzten einen Gebrauchswert von 9, 7 und 5 zusprechen. Danach stellt sich auch der Tauschwert der Exemplare ganz anders wie bei A (oben). Sind die Schätzungen der einzelnen Säcke seitens A und B demjenigen, der etwa drei Sack begehrt, bekannt (was nicht immer der Fall ist, oft verhindern oder erschweren auch Ortsentfernungen den Verkehr), so wird er zwei Säcke mit den Tauschwerten 1 und 4 von A und den dritten Sack mit dem Tauschwerte 5 von B einzutauschen suchen ꝛc.

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß sowohl der Gebrauchswert als auch der Tauschwert der einzelnen Exemplare einer Gütergattung, insofern sie Bedürfnisse von verschiedener Wichtigkeit befriedigen, durchaus nicht derselbe ist, d. h. gleich dem Werte des Exemplars mit geringstem Nutzen. Vielmehr ist der Gebrauchswert der Exemplare verschieden: er richtet sich nach der Wichtigkeit der Bedürfnisse, die sie decken. Der Tauschwert eines einzigen Exemplars richtet sich nach dem Gebrauchswerte des Exemplars, welches unter allen zur Verfügung stehenden dem Range nach das letzte ist, d. h. den geringsten Nutzen stiftet. Denn von der Benutzung dieses Exemplars wird der Tauschlustige am ehesten abstehen. Handelt es sich jedoch nicht um die Schätzung eines einzigen Exemplars, sondern von zwei oder drei (x) Exemplaren, so richtet sich deren Tauschwert nach der Summe des Nutzens der zwei oder drei (x) letzten Exemplare. Der Tauschwert jedes von x Exemplaren bestimmt sich dann nach dem Durchschnitt des Nutzens, den die letzten x stiften.

Ich weiß sehr wohl, daß allen obigen Zahlen keine objektive Geltung zukommt; denn bei der Bildung des Werturteils fallen viele individuelle Momente des schätzenden Subjekts, z. B. Anschauungen, Neigungen, Stimmungen, Launen ꝛc. in die Wagschale, die für jede zweite Person Imponderabilien sind. Aber so viel beweisen die der Wichtigkeitsskala der Bedürfnisse Böhm-Bawerks entnommenen Zahlen m. E. ganz gewiß, daß die Grenznutzentheorie[2])[3]) durchaus unhaltbar ist.

---

[1]) Der „Tauschwert" ist wohl zu unterscheiden von „Tauschkraft". cf. oben S. 9 f.

[2]) Böhm-Bawerk fügt ergänzend hinzu, daß der Wert eines Gutes gleich dem kleinsten Nutzen sein kann, der nicht unmittelbar, sondern mittelbar an einem Gute hängt (S. 166). Ehe er den Zusammenhang von Gebrauchswert, Tauschwert, Preis ꝛc. dargelegt hat, sucht er nämlich am Beispiel des Winterrocks zu zeigen, daß der Grenznutzen und Wert eines Gutes einer Art nach dem Grenznutzen der zur Vertretung herangezogenen

Mit dieser Theorie fallen auch alle Folgerungen, die der Verfasser aus ihr für seine Wert- und Zinstheorie zieht.

* * *

Die Abhandlungen von Schor und Scharling,[1]) die mir erst nach Fertigstellung obiger Zeilen zu Gesicht gekommen sind, enthalten so erhebliche Gründe gegen die Richtigkeit der Grenznutzentheorie, daß ich nicht unterlassen möchte, auf dieselben anhangsweise hinzuweisen.

Schor bemerkt (S. 242), an dem Beispiele von den Kornsäcken könne man konstatieren, daß dieses letzte Bedürfnis, daß dieser Nutzen des letzten Exemplars, der sogenannte Grenznutzen, bloße Fiktion ist, die man zu dem Zwecke eingeführt hat, dasjenige zu beweisen, was zu beweisen unmöglich ist.

Schor nimmt an, daß die fünf Sack Korn Bedürfnisse mit den Wichtigkeitsgraden 9, 7, 5, 3, 1 (in arithmetischer Progression) erfüllen. Man könne aber auch denselben Vorrat in 15 gleiche Säcke verteilen, deren jeder dreimal kleiner als der in dem Beispiele Böhm-Bawerks ist. Die Wichtigkeitsziffern der 15 Säcke seien $3\,^2/_9$, 3, $2\,^7/_9$, $2\,^5/_9$, $2\,^3/_9$, $2\,^1/_9$, $1\,^8/_9$, $1\,^6/_9$, $1\,^4/_9$, $1\,^2/_9$, 1, $^7/_9$, $^5/_9$, $^3/_9$, $^1/_9$. Oder man könne auch den ganzen Vorrat beliebig anders, z. B. in 3 großen Säcken mit den Wichtigkeitsziffern $13\,^8/_9$, $8\,^3/_9$, $2\,^7/_9$ darstellen. Die Summe der Glieder (scil. der Wert des ganzen Vorrats) sei in allen drei Fällen 25. Nach Böhm-Bawerks Theorie sei aber der Wert des ganzen Vorrats in den drei Fällen verschieden, da jedesmal der Grenznutzen des letzten Exemplares, von dem jener abhängt, ein anderer sei. Wenn man 1 Sack als Maßeinheit ansehe, so sei der Wert des Vorrats $5 \times 1 = 5$, nehme man $^1/_3$ Sack als Einheit an, so sei der Vorratswert $15 \times {}^1/_9 = 1\,^2/_3$, und bei der Einteilung in 3 große Säcke werde dieser Wert gleich $3 \times 2\,^7/_9 = 8\,^1/_3$.

Dieses Moment, daß infolge der Unbestimmbarkeit der Gütereinheit auch deren Grenznutzen und der Wert des ganzen Vorrates etwas Unbestimmtes ist, ist schon von Stolzmann[2]) hervorgehoben worden.

Scharling betont (l. c. S. 24), daß die Grenznutzentheorie nicht die Grundlage zu einer allgemeinen Wertlehre abgeben kann, sondern daß sie denselben Mangel wie die klassische Wertlehre hat, daß eine Menge Fälle außerhalb des Gesetzes fallen.

Die Grenznutzentheorie stützt sich direkt auf die Voraussetzung eines Vorrates von fungibeln Gebrauchsgegenständen (welche als Quantitäten bestimmt werden) oder doch wenigstens einer Mehrheit von gleich guten Gütern (S. 24).

Güterquantität einer fremden Art sich bemißt. Zu diesem Behuf setzt er ohne weiteres den Wert (wahren Grenznutzen: kleinsten Nutzen) eines Gutes gleich dem Substitutionsnutzen fremder Gütergattungen gleich dem Kaufpreis des Ersatzexemplares.

[3]) (zu S. 12) cf. Wieser, Der natürliche Wert (Wien 1889) S. 24 f. und „Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes" (Wien 1884) S. 126 f. — S. 128 begründet W. die Bezeichnung „Grenznutzen": „Ich werde — den für den Wert der Gütereinheit entscheidenden Güternutzen, weil er an der Grenze der wirtschaftlich zugelassenen Verwendungen steht, den wirtschaftlichen Grenznutzen oder auch kurz den Grenznutzen nennen".

[1]) Schor, Kritik der Grenznutzentheorie: Conrads Jahrbücher III. F. 23. Bd. (1902.) Scharling, Grenznutzentheorie und Grenzwertlehre in Conrads Jahrbüchern III. F. 27. Bd. (1904).

[2]) Stolzmann, Die soziale Kategorie, Berlin (1896) S. 259 — bei Schor l. c. S. 246 Anm.

Bei Gebrauchsgegenständen, von denen der Besitzer nur ein Exemplar hat, kann vom Grenznutzen, von einem letzten, entbehrlichsten Bruchteil nicht die Rede sein, sondern nur vom vollen Nutzen, insofern der Nutzen überhaupt das Bestimmende ist (S. 23).

Selbst der Gebrauchswert eines gegebenen Vorrates ist nicht allein nach diesem selbst zu bestimmen, wenn die vorsorgliche Tätigkeit, in der alle wirtschaftliche Tätigkeit gerade besteht, nicht außer acht gelassen wird. Der, welcher 5 Pfd. Brot hat, aber kein Bier oder Wein, wird vielleicht 1 oder 2 Flaschen Bier dem fünften und vielleicht auch dem vierten Pfund Brot vorziehen ohne einen anderen Gedanken als den, daß das Bier im Augenblicke ein fühlbareres Bedürfnis befriedigt als jene Pfund Brot. Steht er aber der Notwendigkeit gegenüber, sobald er seinen jetzigen Vorrat aufgebraucht hat, sich einen neuen verschaffen zu müssen, und zieht er dieses Moment mit in Erwägung, so wird er sicher auch überlegen, ob es ihm größere Anstrengung kosten wird, sich Brot oder Bier zu verschaffen (S. 28). Und diese Erwägung fällt in die Wagschale, ob man das erwünschte Gut durch eigene Arbeit oder im Austausch gegen ein Gut, das man besitzt, sich verschafft.

Auch beim Tauschwert zeigt sich, daß der Begriff „Grenznutzen“ nicht die Einfachheit und Gleichartigkeit besitzt, die gerade seine Stärke sein sollte (S. 31). Einerseits wird der Wert eines Gutes unmittelbar durch die Bedeutung, welche es als Glied in einem gegebenen Vorrat für den Besitzer hat, bestimmt — andererseits durch die Bedeutung, welche der Besitz eines anderen Gutes, gegen welches es ausgetauscht werden kann, für ihn hat (S. 32)[1]) — zumal unter Voraussetzung eines gewissen gegebenen Umtauschverhältnisses als Grundlage für seine Schätzung. Z. B. den Grenznutzen eines zu vertauschenden Brotes nach der Bedeutung, welche ein gewisses Quantum Fleisch, Butter, Bier oder Petroleum für seinen Eigentümer haben wird, zu bestimmen, erscheint etwas problematisch (S. 29).

Ebenso beschränkt ist die Bedeutung des Grenznutzens auf dem Gebiete des objektiven Tauschwertes (S. 30) und des Preises. Im Marktpreis der Güter kommt nicht der Grenznutzen der Schätzung eines einzelnen, sondern ein Durchschnitt vieler subjektiver Schätzungen zum Ausdruck. Nach Böhm-Bawerk[2]) wird die Höhe des Marktpreises begrenzt und bestimmt durch die Höhe der subjektiven Wertschätzungen der beiden Grenzpaare. „Begrenzt“ läßt Scharling gelten, aber nicht „bestimmt“. Es kommt Scharling darauf an, festgestellt zu sehen, was das „Bestimmende“ ist, ob der Wert auf dem einen oder dem anderen Punkte des Spielraums zwischen den verschiedenen Schätzungen des Grenznutzens der beiden Parteien festgesetzt wird, ob der Preis im einzelnen Falle ein Spottpreis oder ein übertrieben hoher Preis wird oder das, was man einen gerechten Preis nennt. Der Grenznutzen bleibt aber andauernd für jede der Parteien derselbe, ganz gleich, wie das Tauschverhältnis ausfällt, und kann also dieses nicht bestimmen (S. 154 f.).

Ich lege unleugbar (fährt Scharling l. c. S. 155 fort) einer Erklärung über die Teilung innerhalb jenes Spielraums eine ganz entschiedene Bedeutung bei. Bis zu diesem Punkte könnte uns nämlich auch eine objektive Werttheorie führen; aber gerade hier zeigt sich der subjektive Charakter des Wertes auf entscheidende Weise. Die Verhandlung, die zwischen den Parteien noch geführt

---

[1]) Den subjektiven Tauschwert des Gutes: nach der Definition Böhm-Bawerks.
[2]) Positive Theorie des Kapitales S. 218.

werden muß, ist ein bloßer Interessenkampf, ein Kampf zwischen zwei Willen, getragen und gestützt von verschiedener Energie, Tüchtigkeit und Einsicht, verschiedener Kenntnis der Marktverhältnisse 2c. — lauter subjektiven Faktoren, welche zwar durch objektive Verhältnisse beeinflußt werden können, aber doch ausschließlich persönliche Subjekte in ihrem gegenseitigen Verhältnis zueinander berühren.

Und da gerade dieser Kampf zwischen menschlichen Willen der letzte, entscheidende Abschnitt in der Bildung des Tauschwerts — des Marktpreises — ist, stellt er einerseits den subjektiven Charakter des Wertgesetzes fest, fordert aber andererseits ein Wertgesetz, dessen Erklärung auch dem letzten Abschnitt der Preisbildung gegenüber genügt.

Der Grenznutzen kann nicht auch ein Plus enthalten, welches das Gut dadurch für die schätzende Person hat, daß es einen Tausch zustande bringt, der ihr mehr verschafft, als was nach ihrer eigenen Schätzung dem letzten noch gedeckten Bedürfnis entspricht (S. 159).

ββ) Identität des subjektiven Wertes der Produktivmittel mit dem Grenzwerte ihrer Produkte.

Unser Autor sucht ferner zu beweisen, daß der (subjektive) Wert der Produktivmittel gleich dem Werte ihrer Produkte ist. Da er auch in den folgenden Beispielen nicht angibt, welchen Begriff er mit dem Worte „Wert" meint, müssen wir denselben aus dem Zusammenhange ergänzen.

Oft ist der Wert der Produkte allgemein bekannt. Ein Holzhändler (Böhm-Bawerk II, S. 194), der Holz für die Erzeugung von Faßdauben kaufen will, wird mit seiner Ueberlegung über den Wert, den das Holz für ihn hat, sehr rasch zu Ende sein: er überschlägt, wie viel Dauben er daraus erzeugen kann, und er weiß, was die Dauben nach den derzeitigen Marktverhältnissen wert sind: um ein Weiteres braucht er sich nicht zu kümmern.

Der Wert des Produktivmittels (Holz) richtet sich also nach dem Wert der Produkte (Faßdauben).[1] Unter „Wert" des Produktivmittels ist hier doch wohl „Gebrauchswert" zu verstehen; denn es ist die Rede von dem Werte, „den das Holz für ihn hat". Unter Wert der Produkte muß „Tauschkraft" gemeint sein, da der Händler bei seiner Kalkulation den Marktpreis der Faßdauben zugrunde legt.

Durch dieses Beispiel würde also der Satz illustriert: Der Gebrauchswert eines Produktivmittels richtet sich nach der Tauschkraft seiner Produkte (oder nach der Terminologie Böhm-Bawerks: Der subjektive Wert eines Produktivmittels richtet sich nach dem objektiven Tauschwert der Produkte). Der Verfasser fährt jedoch fort, als ob er dargetan hätte, daß der „Preis" des Produktivmittels gleich der Tauschkraft seiner Produkte ist. Denn er fügt hinzu: Diese „Postulate der Wirtschaftslogik" bestätigt die „Erfahrung", welche zeigt, daß der Wert der meisten Güter ihren Kosten gleichkommt. Auf das Kostengesetz gehen wir später ein. Hier sei nur darauf hingewiesen, welche Rolle der schwankende Begriff „Wert" bei Böhm-Bawerk spielt. Im folgenden Beispiel (S. 196) geht aus dem Zusammenhange hervor, daß mit „Wert" der

[1]) Scharling l. c. S. 26: Der Preis der Dauben der Weinfässer hängt nicht ab vom Ausfall der Weinernte in dem einzelnen Jahr, so wenig wie der Preis der Butterfässer mit den — Butterpreisen variiert.

Produkte der „Gebrauchswert" gemeint ist; denn es wird zum Eigenbedarf produziert.

Bisher hatte der Verfasser seine Behauptungen unter der Voraussetzung aufgestellt, daß eine Produktivmittelgruppe nur eine einzige ganz bestimmte Verwendung zuläßt. Weiterhin will er zeigen, daß, wenn aus einer Produktivmittelgruppe Produkte verschiedener Gattungen hervorgehen, der Wert der Produktivmitteleinheit sich richtet nach dem Grenznutzen der minderwertigsten Produktengattung:

Von drei gleichen Produktivmittelgruppen erzeugt die eine für den Bedarf des Produzenten (S. 196) ein Genußgut der Gattung A, die zweite ein solches der Gattung B, die dritte eins der Gattung C. Der wirkliche Grenznutzen des Produktes A ist 100, von B 120, von C 200. Trotzdem ist der Wert jedes der drei Produkte der verschiedenen Gattungen, also von A, B und C gleich dem Wert des Produktes mit geringstem Nutzen (= 100). Denn durch Substitutionszusammenhänge wird ein eventueller Ausfall in der einen Gütergattung auf eine andere überwälzt und daher der Grenznutzen der letzteren auch für die erstere maßgebend. Der Wert der Produktivmitteleinheit bemißt sich nun nach dem Wert der Produktengattung mit geringstem Nutzen.[1])

Diesen Behauptungen unseres Autors wollen wir ein Beispiel entgegenhalten. Ein Landmann bebaut von 3 ha Ackerfläche von gleicher Bodenbeschaffenheit je 1 ha mit Roggen, Futterrüben und Kartoffeln. Aus Kartoffeln will er Branntwein bereiten, den er zwar nicht hochschätzt, aber vielleicht gelegentlich verschenken will. Ehe er ein Ackerstück unbebaut läßt, baut er schließlich die Kartoffeln an. (Ein anderer, leichterer Boden bringt ihm wohlschmeckendere Kartoffeln zum eigenen Bedarf und zum Viehfutter.) Er soll nun dem vom Hektar Land geernteten Roggen, den Futterrüben (und darum dem Hektar Land, der Produktivmitteleinheit) keinen höheren Gebrauchswert beimessen als den Kartoffeln, bezüglich den entsprechenden Broten, dem Rübenfutter an Gebrauchswert den Branntwein gleichstellen?[2])

Böhm-Bawerk gibt als Grund an: Geht ein Exemplar der Gattung C verloren, so wird man sofort (S. 198) aus der Produktionsmitteleinheit ein neues Exemplar C herstellen und dafür lieber um ein Exemplar weniger von derjenigen Gattung erzeugen, in welcher der Grenznutzen und damit der Nutzverlust am kleinsten ist.

Als ob sich das immer „sofort" bewirken ließe! In unserem Beispiel kann der Landmann aus dem Branntwein kein Brot erzeugen. Der Mangel an Brot bis zur nächstjährigen Ernte fällt für ihn viel schwerer ins Gewicht

---

[1]) cf. Böhm-Bawerk, Wert, Kosten und Grenznutzen in Conrads Jahrb. III. F. 3. Bd. (1892) S. 355.

[2]) Zwar entspringen Brot, Rübenfutter und Branntwein nicht genau derselben Produktivmitteleinheit, eher noch Roggen, Rüben und Kartoffeln, die aber wieder, abgesehen etwa von Rüben, keine Genußmittel sind. Aber genau genommen werden immer zu gemeinsamen Produktivmitteln spezielle hinzukommen müssen, um Güter verschiedener Gattungen erzeugen zu können. In folgendem Falle werden allerdings nur wenige verschiedene Werkzeuge und Hilfsstoffe in Betracht kommen: Jemand fertigt aus selbstproduziertem wollenem Stoff zu gleichen Teilen Winterkleidung für sich, eine Pferdedecke und Spielzeug für die Kinder. Sicherlich hat das wärmende Kleid einen höheren Gebrauchswert als das Spielzeug. Falls der Anzug verbrannt oder gestohlen wird, so kann das Spielzeug in die Lücke nicht eintreten; die Person muß frieren, bis sie wieder wollenen Stoff produziert oder auf andere Weise einen vielleicht ungenügenden Ersatz der Kleidung geschaffen hat.

als der Mangel an Branntwein. Und selbst wenn er Ersatz schaffen könnte, so wäre doch der Gebrauchswert des Brotes für ihn höher als der des Branntweins (cf. oben S. 11 f.), der ihm ja nicht zum Bedürfnis geworden ist.

b) Identität der Kosten der Produktivmittel mit dem Preise der Produkte (Kostengesetz).

Böhm-Bawerk fügt der Kette an beiden Enden je ein Glied hinzu. Von der Identität des subjektiven Wertes der Produktivmittel mit dem Grenzwerte der Produkte schreitet er zur Identität des Preises der Produktivmittel mit dem Preise der Produkte vor (S. 234 f.).

Der Geschäftsgeist der Unternehmer wird gewöhnlich die durch das Prinzip der Wirtschaftlichkeit gebotene Regulierung der Schlußproduktenpreise nach dem Grenznutzen, d. h. nach dem Preise des billigsten Produkts auf dem Wege von Angebot und Nachfrage „sehr rasch" ins Werk setzen (S. 240). Die Schätzungsziffer des letzten Käufers auf den verschiedenen Märkten bestimmt den Preis (S. 239).

Der Preis der aus einem Produktionsmittel hervorgehenden Produkte verschiedener Gattungen setzt sich nach dem Grenznutzen derart fest, daß z. B. je ein Zentner verwendetes Eisen in jeder Produktengattung sich mit 3 Mk. bezahlt macht. Dieser Preis ist auch maßgebend für den Zentner Roheisen, der nun ebenfalls mit 3 Mk. bezahlt wird. So decken sich Kosten des Produktionsmittels und Produktenpreis, indem die Kosten sich nach dem Produktenpreise richten.

Doch ich frage:

1. Nach welchem Maßstabe kann man die Preise der Eisenprodukte aller Gattungen vergleichen? Man wiegt die Produkte. Aber der Konsument (ja selbst der Produzent) von Eisenträgern weiß ja nicht, wie hoch der Arbeitslohn bei 1 Ztr. eiserne Oefen, 1 Ztr. Schraubenzieher rc. war, um die Produktenpreise so regulieren zu können, daß 1 Ztr. Eisen bei allen Produkten denselben Preis bekommt, der dann auch für das Roheisen zu zahlen wäre. Denn der Preis des Roheisens soll ja nach dem der Eisenprodukte bestimmt werden.

2. Wie ist es denn möglich, den Preis des Grenzproduktes zu erfahren? Geschieht das etwa in folgender Weise? Die Konsumenten erfahren: in X. ist einmal für eine eiserne Schraube ein Preis gezahlt worden, der einem Eisenpreise von 2.80 Mk. pro Zentner entspricht. Schleunigst erklären alle, die eiserne Schrauben brauchen: Wir zahlen ebenfalls nicht mehr. Auch die Käufer von Hammer, Zange rc. geben sofort ihre Zustimmung zu obigem Preise des Zentners verwendeten Eisens. Den Schrauben-, Hammerfabrikanten rc., die auf ihren Verlust hinweisen, wird erwidert: Ihr diktiert den Förderern des Roheisens ebenfalls den Preis von 2.80 Mk.

Es ist offensichtlich: eine solche Festsetzung des Produktionsmittelpreises steht mit aller Erfahrung im Widerspruch. Denn die Werkzeugsproduzenten werden naturgemäß antworten: Wir mußten doch das Roheisen schon früher zu höheren Preisen kaufen, sonst hätten wir nicht produzieren können. Ohne unsere Zustimmung könnt ihr die Produktenpreise nicht festsetzen.

Böhm-Bawerk wird gewiß einwenden: Angebot und Nachfrage führen zwar den Preisausgleich „sehr rasch" (cf. S. 240) herbei, aber doch nicht so rasch, wie soeben angenommen wurde. Außerdem habe ich auch vom Grenzexemplar gesprochen, soweit es wirtschaftlicherweise noch produziert werden darf. Die

Produktivmittel drängen sich der Reihe nach in die lohnendsten Verwendungen und empfangen von der letzten derselben ihren Wert und Preis.

Ein Exemplar also, das gelegentlich unter den Kosten verkauft wird, wird wohl auch von Böhm-Bawerk nicht als Grenzexemplar angesehen werden, das den Preis für alle Exemplare bestimmen soll. Demnach wäre doch wohl unter Grenzexemplar das letzte zu verstehen, das noch die Kosten deckt. Wie soll aber dieses und sein Preis festgestellt werden? Bei einzelnen Produzenten ist mit einem bestimmten Produktenpreise diese (im Sinne Böhm-Bawerks wirtschaftlich zulässige) Grenze erreicht oder überschritten, bei anderen, die falsch kalkuliert oder unter ungünstigeren Bedingungen produziert haben, ist sie nicht erreicht. Anfangs suchen alle Produzenten einen möglichst hohen Preis zu erlangen. Schließlich wollen und müssen sie ihre Ware absetzen. Zu verschiedenen Zeiten werden verschiedene Preise gezahlt. Niemand aber kann sagen, welches jeweilig das Grenzexemplar ist, das den anderen den Preis diktieren soll. Bei einigen Produzenten ist jene Wirtschaftlichkeit immer, bei anderen Produzenten bald gewahrt, bald nicht, bei anderen Produzenten ist sie in der ganzen Periode nicht gewahrt. Kurz: ein Grenzexemplar läßt sich weder theoretisch genau definieren (wenn man die Tautologie vermeiden will) noch praktisch eruieren. Niemand kennt den Käufer des Exemplars in der letzten der lohnendsten Verwendungen. Heute zahlt dieser, morgen jener den niedrigsten Preis, zumeist, ohne es selbst zu wissen.

Weil nun Angebot und Nachfrage den Ausgleich der Produktenpreise nicht so schnell herstellen können, wie ich oben deduziert habe, deshalb stellen sie ihn niemals her. Die lohnendsten Verwendungen sind niemals in allen Produktionszweigen, auch in denen nicht, die dasselbe Rohmaterial, z. B. Eisen verarbeiten, bis auf ein und dasselbe Maß gedeckt. Aendern sich Geschmack und Nachfrage eines Teils der Konsumenten, so wird die Produktion in dem betreffenden Zweige nicht ohne weiteres eingestellt oder entsprechend eingeschränkt. Denn viele Kapitalstücke, die nur für diesen Zweig passen oder doch am rationellsten ausgenützt werden können, müßten vernichtet oder entwertet werden. Die Produzenten setzen den Preis der Produkte herab und suchen dadurch die breiteren Schichten der Bevölkerung, die bisher vom Kauf des betreffenden Artikels ausgeschlossen waren, zu gewinnen. „Die Menge muß es bringen." Durch forcierte Produktion suchen die Produzenten zu verhindern, daß die Schmälerung ihres Gewinnes oder ihr eventueller Verlust, der immer noch geringer ist, als wenn sie die Räder stillstehen ließen, zu bedeutend werde. Wenden sie sich nach und nach einem lohnenderen Zweige zu, so haben findige Köpfe inzwischen einen noch ergiebigeren Zweig gefunden, in den jene wieder nicht ohne weiteres übertreten können (nachdem sie ihr Kapital von neuem festgelegt haben).

Die Preise der billigsten Exemplare der verschiedenen Produktionszweige sind also im Verhältnis zum Preise des gleichen Rohmaterials, das in allen verwendet wird, nicht gleich. Ja auch die Exemplare derselben Produktengattung, selbst die aus derselben Fabrik, erreichen nicht alle denselben Preis.

Ebenso sind die **Kosten** der Produktionsmittel in den verschiedenen Unternehmungen verschieden (cf. später S. 36 Anm.). Die gleichen Produktionsmittel sind teils zu verschiedener Zeit, teils gleichzeitig zu verschiedenen Preisen gekauft worden. Die Kombination[1]) der Produktionsmittel, die man noch be-

---

[1]) Kühnast, Ueber den rechtlichen Begriff des Kapitals (Beiträge zur Erläuterung des deutschen Rechts, 28. Jahrg. S. 386).

sonders ins Auge fassen muß, ist in jedem Unternehmen eine andere und erheischt andere Kosten. Sogar in demselben Unternehmen ändern sich die Produktionskosten.

Böhm-Bawerk fährt fort (S. 243): Auch die originären Produktivkräfte, Arbeit und Bodennutzungen drängen sich der Reihe nach in die lohnendsten Verwendungen und empfangen von der letzten derselben ihren Wert und Preis. Hier ist wieder die Frage zu stellen: Welches ist die letzte der lohnendsten Verwendungen und der entsprechende Preis? Die meisten Gründe gegen die von Böhm-Bawerk behauptete Preisbildung der Produktionsmittel treffen — mutatis mutandis — auch hier zu. Bekanntlich werden für Arbeit[1]) und Bodennutzungen die verschiedensten Preise gezahlt (man denke an den mehr oder minder ausgeprägten Monopolcharakter der letzteren).

Ein Kostengesetz, wonach Kosten und Produktenpreise identisch wären, gibt es demnach nicht. Weder empfangen die Produkte von den Kosten ihren Wert und Preis (klassische Nationalökonomie) noch umgekehrt (Böhm-Bawerk).

Schließlich gibt Böhm-Bawerk zu (S. 246 f.), daß diese ideale Symmetrie von Kosten und Preis durch die zwei Ursachen: Ablauf der Zeit und „Reibungswiderstände" durchkreuzt wird. Die letzteren sind immer und in jedem Produktionszweige vorhanden. „Dadurch nimmt das Kostengesetz seinen bekannten Charakter eines bloß *beiläufig* geltenden, über und über von Ausnahmen durchsetzten Gesetzes an. Diese *unzähligen* großen und kleinen Ausnahmen sind die *unversiegbare* Quelle, aus der immerfort die Unternehmergewinne, aber auch die Unternehmerverluste entspringen."

Aber wozu dann so viel „Lärm um nichts"? Die Unternehmergewinne, die ja die Kapitalrente involvieren, sind doch, wie wir später sehen werden, der Grund für die Existenz des Zinses. Wozu eine lange gequälte Beweisführung (von S. 179—247), wenn die Ausnahme zur Regel und die Regel zur Ausnahme wird? Die Antwort liegt in der Tatsache, daß unser Autor in seiner Zinstheorie auf ein solches Kostengesetz, das gar nicht existiert, sich beruft und stützt.

c) Begründung des Zinses mit der Ueberlegenheit der gegenwärtigen Produktivmittel im Vergleich zu den künftigen.

α) Ueberlegenheit der ersteren an Produktenmenge (Bedeutung der Länge der Produktionsperiode).

Böhm-Bawerk hat das Ziel im Auge, zu beweisen, daß gegenwärtige Produktivmittel einen höheren Wert haben als künftige. Der Zins soll das Agio sein, das auf Gegenwartsgüter gezahlt wird, wenn das Aequivalent in Zukunftsgütern erstattet wird. Da nun (nach Böhm-Bawerk) die Produktivmittel ihren Wert von ihren Produkten herleiten, so ist jener Beweis der Ueberlegenheit der gegenwärtigen Produktivmittel erbracht, sobald dargetan ist, daß diese wertvollere Produkte liefern als künftige Produktivmittel.

Diesen Schlußstein fügt unser Autor nun ein, indem er zu zeigen sucht, daß die gegenwärtigen Produktivmittel den künftigen erstens an Produktenmenge und zweitens an Produktenwert überlegen sind.

In diesem Abschnitt befassen wir uns mit der Produktenmenge.

Die Güterproduktion mit Hilfe des Kapitals erheischt ein Opfer an Zeit, um

[1]) Weder die eigene Arbeit noch die anderer Personen schätzt man nach dem Grenznutzen. Dieser kann zufällig einmal sehr gering sein. — — cf. Böhm-Bawerk, Wert, Kosten und Grenznutzen: *Conrads* Jahrb. III. F., 3. Bd. (1892) S. 349.

die Kapitalstücke anzufertigen, liefert aber mehr Produkte als allein die Menschenhand in derselben Zeit. Und zwar wächst — behauptet Böhm-Bawerk — mit der Länge der Produktionsperiode die Masse des Produkts (Pos. Theorie S. 89 f., 274). Davon hat er uns auch durch seine neuere Abhandlung[1]) nicht zu überzeugen vermocht. Denn die fortschreitende Naturwissenschaft ermöglicht eine rationellere Ausnützung der Naturkräfte und zeigt oft genug den Weg, in kürzerer Zeit als bisher die gleiche oder eine größere Gütermenge gleicher Qualität zu erzeugen.[2])

Im ersten Teil obiger Abhandlung setzt sich Böhm-Bawerk hauptsächlich mit Lexis auseinander, der[3]) der Länge der Produktionsperiode die von Böhm-Bawerk behauptete Bedeutung nicht zugesprochen hatte.

Böhm-Bawerk gibt (S. 108)[4]) folgende Definition: Die Produktionsperiode ist das Zeitintervall zwischen dem Einsatz oder Aufwand der originären Produktivkräfte und der Erlangung ihres genußreifen Schlußproduktes. Oder genauer (S. 109): Die Produktionsperiode ist der Zeitraum, der „durchschnittlich" zwischen dem Aufwand aller sukzessive auf ein Werk verwendeten Produktivkräfte und der Fertigstellung der schließlichen Genußgüter verstreicht.

Der Verfasser sagt (S. 120, 123 f.), Lexis habe ihn völlig mißverstanden, wenn er unter Produktionsperiode allein die nötige Arbeitszeit (Zahl der Arbeitstage) verstehe, die Periode umfasse vielmehr außer der Arbeitszeit noch die Pausen, die zwischen den (manchmal nur Stunden oder Minuten betragenden) Arbeitszeitabschnitten liegen. Soviel ich gesehen habe, hat Böhm-Bawerk diese Definition in seiner „Positiven Theorie —" nicht gegeben, sondern (ib. S. 90) bei der Erläuterung der kapitalistischen „Produktionsumwege" das Hauptgewicht mit Recht ebenfalls auf das Ersparen von „Arbeitstagen" gelegt. Uebrigens ist es selbstverständlich, daß man sich bemühen wird, die zwischen den einzelnen Arbeitszeiträumen liegenden Pausen möglichst kurz zu halten.[5]) Denn man produziert Kapitalstücke nur in solchen Quantitäten, als man auf baldigen Absatz rechnet.

Aber aus weniger triftigem Grunde ist Lexis von Böhm-Bawerk mißverstanden worden. Lexis bemerkt (l. c. S. 335): „Ich möchte aber behaupten, daß seit dem Beginn der Kulturentwickelung die Tendenz des technischen Fortschrittes, und zwar mit zunehmendem Erfolg dahin gegangen ist, allerdings die auf ein gleiches Kapital kommende Zahl der Arbeiter in den einzelnen Unternehmungen zu vermindern, jedoch mit gleichzeitiger Verkürzung der Produktionsperiode."

Böhm-Bawerk sieht darin eine contradictio in adiecto. Er meint, „die auf ein gleiches Kapital kommende Zahl der Arbeiter" habe sich in der kürzeren Periode nicht vermindert, sondern vermehrt. Denn durch die Verkürzung der

---

[1]) Böhm-Bawerk, Einige strittige Fragen der Kapitalstheorie: Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. Bd. 8 (1899).

[2]) Huckert, Zur Geschichte und Statistik des Fleischkonsums in Deutschland: Wolfs Zeitschrift für Sozialwissenschaft, III. Jahrg. (1900) S. 109.

[3]) In Schmollers Jahrbuch Bd. 19 (1895) S. 332 f. bei Besprechung des Wicksellschen Buches „Ueber Wert, Kapital und Rente".

[4]) Die im laufenden Abschnitt angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf obige Abhandlung Böhm-Bawerks.

[5]) cf. Wolf, System der Sozialpolitik S. 461: Ein Produktionsvorteil der kapitalistischen Arbeitsteilung ist auch der „Wegfall der für den Uebergang von einer Teilarbeit zur andern erforderlichen, nicht genützten Zeit."

Periode werde die (in den fertigen Kapitalstücken enthaltene) „vorgetane" Arbeit im Verhältnis zur laufenden Arbeit (oder die pro Kopf des Arbeiters entfallende Kapitalquote) vermindert (S. 120, 125 Anm.)[1])

Aber um das Verhältnis von „vorgetaner" zu laufender Arbeit kann es sich doch hier gar nicht handeln; die Periode umfaßt ja die gesamte Arbeit von Anfang bis Ende. Vielmehr hat m. E. Lexis gemeint, daß die Technik sich bemühe, „die auf ein gleiches Kapital kommende", d. h. die zur Herstellung des gleichen Kapitalstückes nötige Zahl der Arbeiter unter gleichzeitiger Verkürzung der Periode zu vermindern. Vorher hat Lexis nämlich darauf hingewiesen, daß nach Böhm-Bawerks Theorie die Herstellung kunstreicherer Maschinen und sonstige umständliche Vorarbeiten in der Regel eine Verlängerung der Produktionsperiode und dabei eine Verminderung der Zahl der gleichzeitig beschäftigten Arbeiter mit sich bringen. Es ist also Lexis Ansicht, daß die fortschreitende Technik die Arbeiterzahl zu vermindern und dabei doch die Periode zu kürzen suche.

Eigenartige Gründe zieht Böhm-Bawerk zum Beweis seiner Behauptung heran, daß die kapitalistische Produktionsweise zu immer längeren Produktionsperioden führe. Als ein treffendes Beispiel werde von White für die Verkürzung der Periode die Gewinnung des Erdöls angeführt im Gegensatz zu dem langwierigen früheren Verfahren, Schiffe zu bauen, auszurüsten und das Oel aus dem Fett der Walfische zu erlangen. Aber nach Böhm-Bawerk (S. 139) steht auch die Ausnützung dieser abkürzenden Erfindung vom ersten Augenblick an unter der Herrschaft der Regel, daß längere Produktionsumwege zu einem größeren Produkt verhelfen.[2]) Denn anstatt direkt mit der Faust das Erdöl zu bohren, schlage man den Umweg ein, Maschinenbohrer und Dampfmaschine herzustellen.

Als ob man beim Uebergang zum Bezug des Erdöls zuerst das primitivste Verfahren eingeschlagen hätte! Es kann doch nur zur Diskussion stehen, ob, als man anfing, Erdöl zu bohren, das Erdöl nach dem damaligen Stande der Technik in kürzerer Periode als das Walfischöl gewonnen wurde. Für die Folgezeit erheischt die Verbesserung des Verfahrens (der Erdölgewinnung) bald eine längere, bald eine kürzere Periode.

Aehnlich sind die Momente, die Böhm-Bawerk S. 136 auf Rechnung der längeren Periode setzt. Er schränkt seinen Satz, daß von der abkürzenden Wirkung fernerhin nichts als die historische Reminiszenz bleibe, in der Anmerkung 2 dahin ein, daß allerdings eine erweiterte Anwendung des neuen kürzeren Verfahrens denkbar sei bei der Ausdehnung der Produktion des betreffenden Artikels. Dies geschehe entweder infolge eines Zuwachses der Bevölkerung oder infolge einer geänderten Richtung des Konsums, angeregt durch die Verbilligung des Artikels. Er versteht unter „Aenderung des Konsums" die Verdrängung eines anderen Konsumartikels durch den infolge der Verkürzung der Periode verbilligten Konsumartikel. Dann sei aber nicht das Verhältnis der jetzigen kürzeren zu der früheren längeren Produktionsperiode desselben

---

[1]) S. 125 Anm. zieht Böhm-Bawerk sogar die „Wertgröße" der Kapitalstücke in Betracht, obgleich nach seiner Theorie die längere Periode nur die Produktenzahl steigert, abgesehen von ihrem Werte.

[2]) cf. S. 142: „Kürzere Produktionswege pflegen nicht die ‚denkbar' ergiebigsten von allen zu sein, sondern es gibt gewöhnlich ‚irgend welche' [!?] längere Produktionswege, die noch ergiebiger sind als sie."

Artikels, sondern das ganz andere Verhältnis maßgebend, in welchem seine jetzige Periode zur Periode des aus dem Konsum verdrängten anderen Artikels steht.

Hier ist unser Autor darauf aufmerksam zu machen, daß häufig der dritte Fall eintritt, daß, abgesehen vom Bevölkerungszuwachs, ein verbilligter Konsumartikel in breitere Schichten der Bevölkerung dringt, ohne einen anderen Artikel zu verdrängen. Dies kann mit wachsendem Wohlstand der betreffenden Konsumentenschichten geschehen.

Ferner sei, behauptet Böhm-Bawerk, selbst die Ausdehnung der Produktion infolge eines Bevölkerungszuwachses ein Beweismoment für die Verlängerung der Periode. Denn es handle sich um eine ganz neue, vorher noch gar nicht mit Kapital dotierte Produktion. Wenn jetzt, obschon ein kürzerer, so doch überhaupt ein Umweg zu dotieren sei, wo bisher überhaupt noch gar kein Umweg gemacht und dotiert war, so sei dies offenbar nicht mit einem effektiven Mindererfordernis an Kapital wie bei den echten Abkürzungen der Produktionsperiode, sondern mit einem Mehrerfordernis verbunden, die erstmalige Einschlagung des verkürzten Umweges sei also in bezug auf diesen Zuwachs auf die Seite der Verlängerung der Periode zu stellen.

Zu dieser seltsamen Schlußfolgerung kommt der Verfasser durch die Annahme, daß „Mehrerfordernis an Kapital" mit dem Einschlagen einer längeren Periode sich decke. [1]) Das hält er für „eine Sache von geradezu axiomatischer Klarheit", die er auf folgende Weise demonstriert (S. 115—117):

Werden von demselben Ausgangspunkt im Intervall von je einer Stunde immerfort Boten nach einem Ziel gesandt, so schätzt man die Länge des Weges an der Zahl der Boten, die gleichzeitig unterwegs sind. Ebenso zeigt die Menge des existierenden Kapitals an, wie viel Arbeitsmonate gleichzeitig unterwegs (schon als Arbeit geleistet und noch nicht am Ziele der Genußreife) sind und wie lang demnach die eingeschlagenen Produktionswege sind.

Diesem vermeintlichen Axiom begegne ich mit der Frage: Wie hat man zu verfahren, wenn das Ziel (die größte Zahl der Genußprodukte derselben Gattung — nach der derzeitigen Kenntnis der Sachlage) nur eine bestimmte Strecke entfernt liegt und man doch möglichst viele Boten (Arbeitsmonate, Kapitalien) beschäftigen will? Man läßt sie gleichzeitig parallele Wege nach dem Ziele marschieren. [2]) Man vermehrt das Kapital, damit es auf parallelen Wegen zu einer reichlicheren Genußgüterversorgung verhelfe, d. h. man vermehrt die Betriebe unter Beibehaltung des derzeitig besten Verfahrens und der entsprechenden Periodenlänge. Kann infolge der Fortschritte der Technik die Periode noch verkürzt werden, so können desto mehr parallele Unternehmungen gegründet werden. Die Zahl der Boten, die Menge des vorhandenen Kapitals gibt also gar keinen Aufschluß über die Länge der Perioden. Sonst müßten ja auch die kapitalreichen Länder ungeheuer lange Perioden aufweisen und die Perioden mit dem Kapital ohne Ende wachsen.

Die Vermehrung des Kapitals ist demnach nicht in allen Fällen für die Verlängerung der Periode in Anspruch zu nehmen, mag ein Zuwachs oder ein stationärer Zustand der Bevölkerung in Betracht kommen, mag die letztere mit den bisherigen oder mit neuen Artikeln reichlicher versorgt werden.

---

[1]) cf. Cassel, Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, Göttingen (1900), S. 104.

[2]) Das Ziel ist nicht als einzelner Punkt gedacht, sondern schließt viele Punkte einer geraden Linie ein, welche zu der Geraden, auf der die Ausgangspunkte liegen, parallel geht.

Böhm-Bawerk gibt zu, daß es Erfindungen gibt, infolge deren man durch Verkürzung der Produktionsperiode einen höheren Ertrag erzielt. Wolle man diese Tatsache als „Regel“ bezeichnen, so habe er nichts dagegen (S. 138). Diese Regel sei mit der von ihm aufgestellten „Regel“, daß längere Produktionsumwege ergiebiger sind, „vollkommen vereinbar“ (!) (S. 142). Nur könnten die Opponenten ihre Regel nicht so formulieren, „daß der neugefundene kürzere Weg besser sei als alle ‚denkbarer Weise‘ überhaupt in Betracht kommenden längeren Wege“.

Ich muß unter Hinweis auf das Beispiel der Oelgewinnung daran erinnern, daß nur ein Satz des Inhalts zu diskutieren ist: Es gibt Erfindungen, infolge deren ein neu einzuschlagender kürzerer Produktionsweg ergiebiger ist als der bisherige längere. Es handelt sich um die Vergleichung der beiden Perioden zu der Zeit, da man in einem Produktionszweige zu einer kürzeren Periode um ihrer größeren Ergiebigkeit willen übergeht. Denn es sind ja „Gegenwarts“güter, die, in der Produktion verwendet, nach Böhm-Bawerks Theorie zu einem um so größeren Ertrag verhelfen sollen, je länger die Periode ist, der sie eingereiht sind, so daß ein Agio auf Gegenwartsgüter oder ein Zins gezahlt wird. Wenn nun aber die kürzere Periode ertragsfähiger ist, so fällt doch in der „Gegenwart“ der Anreiz für die Güter weg, sich in die längere Periode zu begeben; der Ertrag der Gegenwartsgüter wächst in diesem Falle, ohne daß der Zeitraum der Produktion wächst. Die Steigerung der technischen Produktivität steht also in keinem bestimmten (in eine „Regel“ zu fassenden) Verhältnis zur Länge der Produktionsperiode.

Man darf mithin nicht als Basis der Zinstheorie die Regel aufstellen (Positive Theorie S. 274), daß mit der gleichen Menge von Produktivmitteln eine desto größere Menge von Produkten erzielt wird, je langwierigere Produktionsmethoden man dabei einschlägt, so daß man sich das Produkt der zu einem gegebenen Zeitpunkte verfügbaren Produktivmittel in zunehmend längeren Produktionsperioden unter dem Bilde einer in irgend einem Verhältnis anwachsenden Reihe vorzustellen hätte. Da die Produktivität in dem einen Zweige in einer längeren, im anderen Zweige „gleichzeitig“ in einer kürzeren Periode gesteigert werden kann, da ferner die Produktivitätssteigerung in keinem Zweige kontinuierlich erfolgt, sondern das derzeitig beste Verfahren und damit die entsprechende Periodenlänge eine gewisse Zeit beibehalten wird, so kann die längere Periode an sich dem Kapital zu keinem Agio der kürzeren Periode gegenüber verhelfen.

Es läßt sich demnach nur behaupten: Das Kapital steigert seine Produktivität bald in einer längeren, bald in einer kürzern Periode. Allerdings könnte nicht immer wieder eine Verkürzung eintreten, wenn nicht immer wieder eine Verlängerung der Periode vorangegangen wäre. Aber die Verlängerung wird, sobald es die Produktivität zuläßt, ebenso sicher wieder aufgehoben. Beide Perioden stehen mit einander im Wettstreit, bald gewinnt die eine, bald die andere an Terrain. Aber die kürzere erringt schon den Sieg, sobald sie nur den gleichen Ertrag bringt wie die längere. Lexis hat also ganz recht mit der Behauptung, daß die „Tendenz“ des technischen Fortschritts dahin gehe, die Periode zu verkürzen.

β. Ueberlegenheit der gegenwärtigen Produktivmittel an Produktenwert.

Weil gegenwärtige Produktivmittel bis zu einem bestimmten Termin einer längeren Produktionsperiode eingereiht sind als künftige Produktivmittel bis zu demselben Endtermin, so liefern nach Böhm-Bawerk die ersteren mehr Produkte

als die letzteren. (Technische Ueberlegenheit S. 276). Daß diese größere Produktenmenge der gegenwärtigen Produktivmittel auch einen höheren Wert als die geringere Zahl der aus künftigen Produktivmitteln hervorgegangenen Produkte erlangt (Ueberlegenheit an Wert), nimmt unser Autor als selbstverständlich an. Wie auch immer der absolute Wert einer Metze Getreide stehen mag, so viel ist gewiß, daß zwei Metzen, die ich heute habe, mehr wert sind als eine Metze, die ich heute habe (II. Bd. S. 278).

Aber m. E. ist nicht derselbe Zeitpunkt (das „Heute") für die Vergleichung der Produkte zu wählen. Vielmehr müßte (wie es Böhm-Bawerk S. 283 in anderem, bald zu besprechendem Zusammenhange selbst tut) die höchste Wertsumme, die gegenwärtige Produktivmittel durch ihre Produkte erreichen, mit der höchsten Wertsumme der Produkte der künftigen Produktivmittel verglichen werden. Die höchste Wertsumme erreicht jedes Produktivmittel in derjenigen Periode, in welche es am rationellsten eingereiht ist. Es reiche z. B. eine solche Periode des gegenwärtigen Produktivmittels von 1888 bis 1892, des künftigen von 1890 bis 1893. Dann kann der Fall eintreten, daß das gegenwärtige Produktivmittel in der längeren Periode weniger Produkte [1]) mit entweder geringerem oder höherem Werte erzielt als das künftige Produktivmittel. Oder es erzielt in der längeren Periode zwar mehr Produkte, diese größere Produktenzahl bleibt aber (aus besonderen Gründen) im Preise hinter der geringeren Produktenzahl der kürzeren Periode (1890—1893) zurück.[2])

Oder es reiche die Periode des gegenwärtigen Produktivmittels von 1888 bis 1892, die des künftigen von 1889 ebenfalls bis 1892. Selbst dann kann das künftige Produktivmittel infolge der rationellen Verkürzung der Periode mehr Produkte und (in diesem Falle) zugleich einen höheren Produktenpreis an demselben Termin 1892 (dem „Heute" Böhm-Bawerks) erzielen als das gegenwärtige Produktivmittel.

Wenn aber, wie es häufig der Fall ist, die Produktionsperioden des gegenwärtigen und künftigen Produktivmittels gleich lang sind, so ist ebensowenig ein Vorrang des Produktenpreises des ersteren daraus herzuleiten.

Kurz: Es läßt sich nicht behaupten, daß ein Produktionsmittel, das gegenwärtig entliehen wird, sofort der Produktion einverleibt wird. Es läßt sich daraus, daß zwei Produktionsperioden zu verschiedenen Zeitpunkten (in Gegenwart und Zukunft) beginnen, nichts vergleichsweise über ihre Dauer folgern. Es läßt sich weder aus der verschiedenen Periodenlänge auf die entsprechenden Produktenmassen noch aus den (zu verschiedenen Zeitpunkten verfügbaren) Produktenmassen auf deren Wert schließen.

Böhm-Bawerk will den Satz, daß die technische Ueberlegenheit der gegenwärtigen Produktivmittel auch zu einer Ueberlegenheit an Wert führe zu „zwingender mathematischer Evidenz bringen" (S. 278). Er meint: Eine längere Produktionsperiode liefert zwar immer mehr Produkte als die kürzere, mehr Produkte erreichen auch zumeist einen höheren Wert als wenigere, aber die meisten Produkte erreichen durchaus nicht den höchsten Wert. Denn die größte Stückzahl würden wir durch einen 100 oder 200 Jahre dauernden

---

[1]) In diesem Falle hat der Fortschritt der Technik zur Verkürzung der Periode geführt. (cf. vorigen Abschnitt.)

[2]) Zufällig kann es gewiß auch vorkommen, daß die Produktenmassen oder -Preise oder auch beide gleich sind.

Produktionsprozeß erlangen. Güter aber, die erst zu Lebzeiten unserer Urenkel verfügbar sind, haben in unserer Schätzung so gut wie gar keinen Wert.

Zwei Momente wirken retardierend auf die Schätzung der Zukunftsgüter. Erstens: Der wahre Grenznutzen der künftigen Güter ist kleiner als der der gegenwärtigen, weil die Menschen in Zukunft besser versorgt sind als in der Gegenwart. Zweitens: Dieser wahre Grenznutzen der Zukunftsgüter erfährt für unsere gegenwärtige Wertschätzung noch eine perspektivische Verkleinerung.

Die maßgebende größte Wertsumme wird daher in derjenigen Produktionsperiode erzielt, in der die Stückzahl, multipliziert mit dem Werte der Produkteneinheit, wie er sich mit Rücksicht auf die reichlichere Versorgung in der Zukunft und auf die perspektivische Reduktion ergibt, die größte Wertziffer gibt.

Der Verfasser zeigt dies in 4 Tabellen folgender Art:

Ein im Jahre 1888 verfügbarer Arbeitsmonat ergibt

Für die Wirtschaftsperiode	Zahl der Produkteinheiten	Wahrer Grenznutzen der Einheit	Perspektivisch reduzierter Grenznutzen der Einheit	Wertsumme des ganzen Produkts
1888	100	5	5	500
1889	200	4	3,8	760
1890	280	3,3	3	**840**
1891	350	2,5	2,2	770
1892	400	2,2	2	800
1893	440	2,1	1,8	792
1894	470	2	1,5	705
1895	500	1,5	1	500

Ein Arbeitsmonat aus dem Jahre 1889 ergibt

Für die Wirtschaftsperiode	Einheiten	Wahrer Grenznutzen	Reduzierter Grenznutzen	Wertsumme
1888	—	5	5	—
1889	100	4	3,8	380
1890	200	3,3	3	600
1891	280	2,5	2,2	616
1892	350	2,2	2	700
1893	400	2,1	1,8	**720**
1894	440	2	1,5	660
1895	470	1,5	1	470

Ein im Jahre 1888 verfügbarer Arbeitsmonat erzielt den höchsten erreichbaren Produktwert im Jahre 1890 (mit der Wertsumme 840), ein Arbeitsmonat vom Jahre 1889 erreicht ihn im Jahre 1893 (mit der Wertsumme 720), vom Jahre 1890 im J. 1893 (Wertsumme 630), vom Jahre 1891 im Jahre 1894 (Wertsumme 525).

Böhm-Bawerk kommt es besonders darauf an darzutun, daß der höchste Produktwert des 1888er Arbeitsmonats (Wertsumme 840) höher steht als die

höchsten Produktwerte der 1889er, 1890er, 1891er Arbeitsmonate (Wertsumme bezüglich 720, 630, 525), woraus eben hervorgehen soll, daß gegenwärtige Produktivmittel einen höheren Produktwert erzielen als künftige. Kein Wunder bei der Wahl seiner Zahlen.

Betrachten wir jetzt nur die erste Tabelle, so sehen wir, daß die im Jahre 1889 genußreif werdenden 200 Produkteinheiten des 1888er Arbeitsmonats in unserer gegenwärtigen Schätzung nicht den doppelten Wert als die 100 noch im Jahre 1888 zur Verfügung stehenden Produkteinheiten, sondern nur einen Wert von 760 (anstatt von 1000) erreichen. Das bewirkt nach dem Verfasser der geringere Grenznutzen der Zukunftsgüter, der obendrein noch perspektivisch reduziert ist: er drückt den Wert der Produkte herab. Aber er drückt den Wert der in Produktionsperioden von gewisser Dauer gewonnenen größeren Produktenmenge nicht unter den Wert der geringeren Zahl diesjähriger (1888er) Produkte herab, es bleibt ein Kapitalgewinn. Wenn jedoch die Wirtschaftsperiode, in welche der 1888er Arbeitsmonat investiert ist, bis in das Jahr 1895 hineinreicht, so schmälert jener reduzierte Grenznutzen den Wert des fünffachen Produkts derart, daß letzterer nur noch dem Werte des einfachen Produkts vom Jahre 1888 gleichkommt: 100 Produkteinheiten repräsentieren im Jahre 1888 einen Wert von 500, 500 Produkteinheiten repräsentieren im Jahre 1895 ebenfalls einen Wert von 500.

Dieses Resultat selbst ist, soweit es den „Wert" betrifft, m. E. relativ nicht falsch.[1]) Aber ungeheuer erkünstelt ist das Verfahren, durch das Böhm-Bawerk zu demselben kommt, willkürlich angenommen sind die Zahlen, die zu der „zwingenden mathematischen Evidenz" verhelfen.

Denn die längste Periode weist, wie (im vorigen Abschnitt) erwähnt, nicht immer die größte Stückzahl der Produkte auf (cf. Spalte 2). Die beiden den Wert mindernden Faktoren (Spalte 3 und 4) haben etwas ganz Schemenhaftes. Wenn sie für das Werturteil maßgebend wären, so müßten doch die Urteilenden sich der Existenz und Einwirkung derselben bewußt werden. Niemand merkt etwas von ihnen beim Abwiegen des Nutzens der Güter. Der Wertschätzende gibt sich zwar nicht immer genau Rechenschaft über die Gründe, aus denen er ein Gut den anderen vorzieht. Aber daß und welche Bedürfnisse sich ihm fühlbar machen, über deren Befriedigung er je nach ihrer Dringlichkeit die Wahl zu treffen hat, weiß er. So zieht dieselbe Person das eine Mal die Speise dem Getränk, das andere Mal das Getränk der Speise vor, je nach dem Nachdruck, mit dem das Verlangen nach Speise im Verhältnis zu dem nach Getränk sich fühlbar macht.

Uebrigens können, da Böhm-Bawerk das Darlehen als einen Tausch bezeichnet, hier nur die Wertschätzungen des Käufers (Entleihers) und Verkäufers (Darleihers) von gegenwärtigen Produktivmitteln in Betracht kommen. Der Darleiher schätzt die Zukunftsgüter nicht geringer; denn er spart und sichert sich ja solche. Der Entleiher unterschätzt sie ebensowenig; er produziert, weil er weiß, daß Genußgüter in Zukunft ebenso begehrt werden wie heute. (Weiteres, das gegen die Existenz der beiden obigen Faktoren spricht, ist oben S. 2 f. dargelegt worden.)

---

[1]) Auch die Vertreter der Produktivitätstheorie werden die Produktivmittel in keine längere Periode investieren, als nach ihrer Kalkulation zur Erzielung der höchsten Wertsumme nötig ist. Infolge der unzweckmäßigen Verlängerung der Periode würde der Produktenwert in geringerem Maße, ja schließlich gar nicht mehr die Unkosten übersteigen.

3. Harmonie der psychologischen und produktionstechnischen Momente.

Der zweiten Beweishälfte, wonach aus produktionstechnischen Gründen ein Zins entsteht, haftet dieselbe Unnatur an wie der ersten Hälfte (der psychologischen Momente), deren Bestandteile sie entlehnt hat. Die beiden Hälften sollen zu einem „logisch untadeligen Ganzen" zusammengefügt sein (Bd. I S. 695). Früher (S. 2) ist schon erwähnt worden, daß beide ihre Wirkung nicht akkumulieren, sondern in derselben alternieren. Würde das zweite Moment[1]) (sagt der Verfasser Bd. II S. 294) mit dem ersten seine Wirksamkeit kumulieren, so würden zwar viele die gegenwärtigen Güter exorbitant hoch schätzen; es wäre aber nicht ausgemacht, ob nicht viele andere, und vielleicht die überwiegende „Mehrheit", den gegenwärtigen Gütern gar keinen Vorzug geben würden; und es wäre zweifelhaft, wie in diesem Falle die Tauschwertresultante laufen würde.

Die gesunde Reaktion, die hier offenbar einsetzt, würde sich m. E. ebenfalls bald Geltung verschaffen, wenn auch nur ein Moment in Betracht käme, d. h. wenn eine Anzahl Menschen in so unwirtschaftlicher Weise, wie Böhm-Bawerk es behauptet, die Zukunftsgüter unterschätzen würde.

Die beiden Momente können kein einheitliches Ganze geben. Sie können nicht zwei Quellflüsse sein, die in dasselbe Bett münden (I, 636). Sie verhalten sich zu einander wie Feuer und Wasser. Das erste Moment hat im Dienste des zweiten die entgegengesetzte Wirkung, als wenn es selbständig fungiert. Selbständig schafft das psychologische Moment den Mehrwert der Gegenwartsgüter. In der Produktionstechnik verkleinert dasselbe den anderen Quellen entsprungenen Mehrwert der Gegenwartsgüter. Die Unterschätzung der Zukunftsgüter verrät Mangel an Bedachtnahme auf die künftige Güterversorgung. In der Produktion tritt jedoch die Bedachtnahme auf die Zukunft in die Erscheinung.

Diese grundverschiedenen, das wirtschaftliche Handeln nach entgegengesetzten Zielen drängenden Motive können sich sogar nach Böhm-Bawerk (II, 292 unten) in derselben Person zu schöner Harmonie vereinigen. Ein Individuum ist in der Gegenwart so schlecht versorgt oder „auf die Zukunft so wenig bedacht", daß aus diesen Titeln von ihm gegenwärtige Güter höher geschätzt werden als künftige. Gleichzeitig winken ihm aber auch so lohnende Geschäfte, die in der Zukunft ihren Ertrag bringen, daß er sich trotzdem von der gegenwärtigen Versorgung noch etwas abknappt und in „gewinnbringenden Geschäften" anlegt.

Die nähere Erklärung finden wir (II) S. 444: Ist nämlich der Kapitalzins als Tatsache einmal da, — — so steht für uns die Wahl so, ob es uns mehr nützt, heuer 100 als nächstes Jahr 105 oder in zwei Jahren 110 fl. zu verzehren; und wir werden so lange durch weiteres Abziehen von Gütern aus der Gegenwart das Gesamtmaß unseres Wirtschaftsnutzens vergrößern, als wir mit 105 fl. im nächsten Jahr (rc.) noch einen größeren Genußnutzen erzielen als mit 100 fl. im heurigen Jahre.

Es ist offensichtlich, daß durch diese Maßnahmen die Schätzungsfehler gänzlich korrigiert und der der psychologischen Quelle entsprungene Zins durch

[1]) Böhm-Bawerk führt (II, 294) die beiden Unterabteilungen des ersten Hauptmoments besonders an und bezeichnet darum dort das zweite Hauptmoment als das dritte Moment.

den Zins aus der produktionstechnischen Quelle wieder beseitigt wird. [1]) Böhm-Bawerk ist dies nicht entgangen; er fügt bald hinzu, daß trotzdem die Zukunft hinter der Gegenwart zurückstehe. Aber er bezeichnet das doch als eine Abweichung von den Forderungen des Prinzips, vom Ideale der Wirtschaftlichkeit (445). Er bemerkt: Die Menschen versorgen durchschnittlich die Zukunft schwächer als sie sollten. Sie berücksichtigen nämlich den Zins nicht, sondern bedenken die Zukunft nur insoweit, als der geringere Grenznutzen der Zukunftsgüter dem Grenznutzen der für unwichtigere gegenwärtige Bedürfnisse verwendeten Güter gleichkommt. Während also hier unser Autor die zu schwache Versorgung der Zukunft mit dem geringeren Grenznutzen der Zukunftsgüter begründet, hat er früher (S. 262 f. cf. 280, 285) u. a. als Grund für den geringeren Grenznutzen der Zukunftsgüter den Umstand angeführt, daß die Menschen in Zukunft reichlicher versorgt sind als in der Gegenwart. [2])

* * *

Es ergibt sich das Fazit: Die beiden Beweishälften harmonieren nicht, sondern kollidieren. Die Zinstheorie Böhm-Bawerks schwebt in der Luft. So viel Hauptgedanken, so viel schiefe Gedanken, weil sie mit den Tatsachen des Wirtschaftslebens nicht im Einklang stehen. Jene Quellflüsse haben kein Wasser. Es sind gemalte Flüsse. Böhm-Bawerk abstrahiert zu viel und zu wenig. Zu viel von der Erfahrung, zu wenig von sich selbst, d. i. von seiner vorgefaßten Meinung.

II. Kapitel.

Haltlosigkeit der Einwendungen Böhm-Bawerks gegen die Produktivitätstheorie.

A. Entstehung des Zinses als eines ökonomischen Prinzips aus der Produktivität des Kapitals.

1. Der Kapitalgewinn als Tatsache. (Nochmals Böhm-Bawerks Kostengesetz.)

Böhm-Bawerk hat die Totenglocke für die Produktivitätstheorie angeschlagen. Er spricht von ihrer „hoffnungslosen Lage" und behauptet neuerdings in der zweiten Auflage des I. Bandes (Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien 1900)

[1]) Eben weil künftige Güter entsprechend niedriger geschätzt werden, so daß für das gegenwärtige Werturteil, das über die Disposition der Güter für Gegenwart und Zukunft entscheidet, 105 Zukunftsgüter 100 Gegenwartsgüter derselben Art und Güte aufwiegen, so müssen für die Zukunft reservierte Gegenwartsgüter mit einem jetzigen Werte von 100 zu einem Werte von 105 anwachsen. Sie wachsen (nach Böhm-Bawerk) auch tatsächlich dazu an infolge der technischen Produktivität des Kapitals, die ohne weiteres zur Wertproduktivität wird. Da nun (100) gegenwärtige derartig (auf 105) angewachsenen Zukunftsgütern die Wage halten, so ist eine gegenwärtige Gütereinheit einer künftigen Gütereinheit plus Zins an Wert gleichzuachten. Der Gesamtnutzen des Gutes ist demnach in Zukunft und Gegenwart gleich, und damit ist die frühere Unterschätzung der Zukunftsverwendung aufgehoben. Es bleibt nur eine einzige Zinsquelle: die Produktivität des Kapitals übrig.

[2]) Wollte man hierauf bemerken: „Die Zukunft ist allerdings reichlicher versorgt, aber noch nicht reichlich genug", so wäre damit der Widerspruch nicht gelöst. Denn je „reichlicher" die Zukunft versorgt ist, desto geringer muß (im Sinne Böhm-Bawerks) der Grenznutzen der Zukunftsverwendung sein. Je geringer aber dieser Grenznutzen ist, desto weniger werden die Gegenwartsgüter der künftigen Verwendung zugeführt, desto „knapper" wird also die Zukunft versorgt.

S. 694: „Die echten, ausgesprochenen Produktivitätstheorien —, die einst einen so breiten Raum in der ökonomischen Theorie eingenommen, weisen für unsere moderne Anschauungsweise zwei Kardinalgebrechen auf, die heute immer allgemeiner als solche erkannt und anerkannt werden: daß sie aus ihren Prämissen heraus ihr positives Erklärungsziel auf logischen Bahnen, gleichsam ohne einen logischen Purzelbaum zu schlagen, nicht erreichen können; und daß sie überdies eine volle Hälfte der tatsächlichen Ursachen der Zinserscheinung ganz außer acht lassen."

* * *

Die Produktivitätstheorie leitet den Zins aus der Produktivität des Kapitals her. Das Kapital ist produktiv, weil die Menschen, welche Kapitalstücke bei der Produktion von Genußgütern verwenden, in der gesamten Zeit, die zur Erzeugung der Kapitalstücke und Genußgüter nötig ist, mehr Genußgüter herstellen, als wenn sie solche ohne Kapital erzeugt hätten. Diese physische Produktivität wird zur Wertproduktivität. Der Produzent, der Kapital verwendet, bekommt in der Regel für die Produkte, die auf den Kapitalanteil entfallen, einen Preis, der die Aufwendungen für Kapitalstücke übersteigt. Dem Produzenten verbleibt ein Kapitalgewinn. Der Kapitalgewinn ist also der Betrag, um den der Preis der dem Kapital zuzurechnenden Schlußprodukte die Kosten der Kapitalstücke übersteigt.

Es ist immer derselbe Einwand, den Böhm-Bawerk gegen verschiedene Produktivitätstheoretiker erhebt, daß nämlich ihre Zinserklärung gegen den Satz von der Identität der Kosten der Kapitalstücke mit dem Preise der Produkte verstößt. Obwohl wir (S. 17 f.) das „Kostengesetz" schon behandelt haben, wollen wir nicht unterlassen, auf die die Produktivitätstheorie betreffenden Hauptstellen in Böhm-Bawerks **I. Bande** einzugehen. Die Deduktion, mit der unser Autor die Produktivitätstheorie am Preise der Maschine ad absurdum zu führen sucht, ist so charakteristisch, daß es angezeigt sein dürfte, den betreffenden Passus wörtlich zu hören. Er sagt, indem er die Lehre Strasburgers kritisiert (Bd. I S. 224):

„In welcher Form wird sich nun hier die Honorierung der Naturkräfte äußern? — Ganz natürlich darin, daß der Kaufpreis der Maschine über denjenigen Betrag steigt, der der üblichen Honorierung der zur Erzeugung der Maschine verwendeten Arbeit entspricht; also wenn die Maschine 365 Arbeitstage à 1 fl. gekostet hat, darin, daß ihr Kaufpreis mehr als 365 fl. beträgt. Und da kein Grund abzusehen ist, warum bei kumulativer Veräußerung der Kapitaldienste die Naturkraft billiger honoriert werden soll, als bei sukzessiver, so können wir, analog unseren früheren Suppositionen, auch hier eine Honorierung der Naturkraft mit 10 % des Arbeitshonorares annehmen. Demzufolge würde sich der Kapitalpreis der Maschine auf 365 + 36,5 fl. stellen.

„Wie sieht es nun unter diesen Voraussetzungen mit dem Kapitalzins aus? — Das ist leicht zu sehen. Der Eigentümer der Maschine, der sie in seiner Unternehmung verwendet oder vermietet, bezieht für ihre Dienste während des Jahres, das sie dauert, täglich 1 fl. 10 kr. Das ergibt eine Gesamteinnahme von 365 × 1 fl. 10 kr. = 401,5 fl. Da aber während des Gebrauchsjahres die Maschine selbst durch Abnützung zugrunde gegangen ist und ihr Kapitalwert volle 401,5 fl. beträgt, so erübrigt als Ueberschuß, als reiner Kapitalzins — nichts. Obwohl also der Kapitalist sich hat Naturkräfte bezahlen lassen, existiert doch kein Kapitalzins — ein deutlicher Beleg dafür, daß die Ursache des Kapitalzinses doch in etwas anderem liegen muß als in der Honorierung von Natur-

kräften. — — Ich bin darauf gefaßt, daß man mir an dieser Stelle einen Gegeneinwand machen wird. Man wird sagen, es ist nicht möglich, daß der Wert der Kapitalstücke so hoch stehen bleibt, daß ihr Erzeuger im Verkaufspreis noch eine Prämie für Naturkräfte bezieht: es würde nämlich alsdann die Kapitalerzeugung zu lohnend sein, und dies müßte eine Konkurrenz hervorrufen, die endlich den Wert der Kapitalstücke auf den Wert der zu ihrer Erzeugung verwendeten Arbeit herabdrückt. Fände z. B. eine Maschine, die 365 Arbeitstage gekostet hat, wegen Honorierung von Naturkräften, die sie vermittelt, einen Preis von 401,5 fl., so würde — bei einem sonstigen Stand des Tagelohnes von 1 fl. — die auf die Erzeugung solcher Maschinen gerichtete Arbeit lohnender sein als jede andere; infolge davon würde dieser Erwerbszweig zahlreich ergriffen und die Erzeugung solcher Maschinen so lange vervielfältigt, bis die gesteigerte Konkurrenz ihren Preis auf 365 fl. für das Stück, und damit den an ihr zu verdienenden Arbeitsverdienst auf das normale Maß herabgedrückt hätte. — Ich gebe die Möglichkeit eines solchen Vorganges ohne weiteres zu. Aber ich frage entgegen: Wenn die Maschinen so zahlreich geworden sind, daß wegen allzustarker Konkurrenz ihr Erzeuger beim Verkauf mit einer knappen Vergütung seiner Arbeit vorlieb nehmen und für die Naturkräfte, deren Benützung er vermittelt, nichts aufrechnen kann, wie soll er auf einmal bei der Vermietung oder beim Eigengebrauch derselben Maschinen etwas für die Naturkräfte erlangen können? Entweder — oder! Entweder sind die Maschinen selten genug, um eine Aufrechnung für Naturkräfte zu gestatten — dann wird ihnen die Seltenheit beim Verkauf so gut wie bei der Vermietung zu statten kommen, und der Kapitalwert steigt bis zur Absorption des Rohzinses — falls ihn nichts anderes zurückhält. Oder die Maschinen sind so zahlreich, daß eine Aufrechnung für Naturkräfte durch den Druck der Konkurrenz unmöglich gemacht wird: dann wird sie es bei der Vermietung so gut sein wie beim Verkauf, und der Rohzins sinkt, bis er abermals von der Amortisation absorbiert wird — falls wieder nichts anderes beide Größen auseinander hält, was mit der „Honorierung der Naturkräfte nichts zu tun hat."

Man fragt sich: Wie ist es möglich, daß ein Theoretiker und Kritiker wie Böhm-Bawerk eine solche Behauptung aufstellt? Das „Entweder" ist doch ebenso grundfalsch wie das „Oder", und die Wahrheit liegt dazwischen.

1. Befassen wir uns mit dem „Entweder". Der Kapitalwert der zu verkaufenden Maschine steigt durchaus nicht „bis zur Absorption des Rohzinses", wenn bei Vermietung der Maschine um ihrer Seltenheit willen überhaupt „eine Aufrechnung für Naturkräfte" stattfindet. Verkauf und Vermietung können nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden. Der Maschinenproduzent (Zwischenhändler ändern natürlich an der Sache nichts) verkauft selbstverständlich zu einem die Produktionskosten übersteigenden Preise. Denn sonst würde er Maschinen nicht bauen. Aber er absorbiert trotzdem nicht den ganzen Rohzins. a) Er braucht den Rohzins nicht ganz zu absorbieren. Denn beim Verkauf der Maschine wird der Gegenwert frei, den er für Neuproduktion von Maschinen verwenden kann. Die Summe der Gewinne an den produzierten Maschinen bildet die Rente seines Anlagekapitals. Vermietet er aber die Maschine, so haftet sein Anlagekapital an dieser einen Maschine, welche durch Produktion eine Kapitalrente schafft. Der Teil der Rente, den ihm der Mieter abgibt, ist für ihn der Ertrag seines Anlagekapitals. b) Er darf den Rohzins beim Verkauf der Maschine schon deshalb nicht ganz an sich ziehen, weil ihm niemand eine Maschine, die keine Rente mehr abwirft, abkaufen würde.

Das alles klingt wie ein Gemeinplatz. Aber eben weil das „Entweder" Böhm-Bawerks diesem aller Welt bekannten Tatbestande widerstreitet, mußte er hier wenigstens kurz angeführt werden.

Diesen Einwand hat unser Autor in seiner Polemik gegen v. Thünen (S. 203) so ausgedrückt: „Entweder der Wert des Produkts zieht den Wert des Kapitalstücks zu sich hinauf."

2. Fassen wir das „Oder" ins Auge. „Oder der Wert des Kapitalstücks zieht durch Konkurrenz den Wert des Kapitalertrages zu sich herunter" (S. 203). — „Oder die Maschinen sind so zahlreich, daß eine Aufrechnung für Naturkräfte durch den Druck der Konkurrenz unmöglich gemacht wird" (226).

Hierauf ist zu erwidern: Die Maschinen sind nie so zahlreich (von abnormen Fällen, Krisen ꝛc. abgesehen), weil zu ihrer Herstellung Rohstoffe und menschliche Arbeitskräfte unentbehrlich sind. Rohstoffe sind aber selten, Arbeitskräfte nie im Ueberfluß vorhanden. Uebrigens können wir Böhm-Bawerk gegen Böhm-Bawerk ins Feld führen. Er sagt (I, S. 645) selbst: „Ohne Zweifel entstammt der Zins der Knappheit des Kapitales." — Es liegt doch klar zutage, daß durch den Preis der Schlußprodukte nicht nur die Kapitalrente des Endproduzenten, sondern auch der Zwischenproduzenten gedeckt wird. Jeder Produzent zahlt dem Verkäufer der Kapitalstücke in deren Preise einen entsprechenden Bruchteil der Kapitalrente (also auch der Maschinenverwender dem Maschinenerzeuger einen Teil der durch die Schlußprodukte erzielten Rente).[1] Alle verwendeten Kapitalstücke haben Anteil an der Produktivität und werden darum je nach ihren Kosten, wenn auch nicht genau im Verhältnis zu diesen (cf. oben S. 18) mit Kapitallohn honoriert.

2. Entstehungsgrund des Kapitalgewinns. Wolfs Theorie. — Zins im sozialistischen Staate.

Wenden wir uns von dem Tatbestande zu dem Grunde, aus dem weder das „Entweder" noch das „Oder" zutrifft, aus dem die Verwendung von Kapitalstücken mehr als ihren Aufwand einträgt. Auf die physische oder technische Produktivität, daß durch Anfertigung und Verwendung von Kapitalstücken mehr Genußgüter erzeugt werden, als die hierbei mitwirkende menschliche Arbeit direkt hervorgebracht hätte, gehen wir hier nicht näher ein, weil sie allgemein (auch von Böhm-Bawerk) anerkannt ist.[2] Uns interessiert hier die Frage: Warum

[1]) Scharling (l. c. S. 25) nennt das eine Art von Diskontieren der Schlußforderung, wodurch der Preis des Schlußproduktes mitbestimmt wird.

[2]) Gebauer gibt in seiner Schrift: „Das Wesen des Kapitalzinses und die Zinstheorie v. Böhm-Bawerks" (Breslau 1904) eine klare Darstellung besonders der physischen Produktivität des Kapitals, indem er für die Maschine als Typus des Kapitals auch das einschlägige statistische Material heranzieht. In bezug auf die Wertproduktivität sagt er schließlich S. 42: „Nicht die Zeit ist die Ursache des Mehrwerts, sondern die Allgewalt der Natur, die sich betätigt in der Zeit." Ganz richtig. Ich kann jedoch Gebauer nicht beipflichten, wenn er diesen Satz folgendermaßen zu begründen sucht (S. 40): „Der Wert des Kapitalprodukts wird demnach reflektiert nicht ausschließlich auf den Stoff des Kapitals, sondern auch auf die Kräfte, die sich an diesen Stoff gewissermaßen anklammern. Der Wert des Kapitalertrages ist = dem Werte der Kapitalsubstanz + dem Wert der ausgenützten Naturkraft, also regelmäßig größer als der Wert der Kapitalsubstanz allein." Aus Anmerkung S. 40 geht hervor, daß Gebauer unter Wert der „Kapitalsubstanz" den Kostenwert der Kapitalstücke (z. B. von Maschinen) versteht. Es geht jedoch nicht an, diesen Kostenwert der Kapitalstücke und den Wert der Naturkräfte zu addieren

wird die physische Produktivität zur Wertproduktivität? Wie kommt es, daß der Preis der durch das Kapital vermehrten Produkte durch Konkurrenz nicht so weit gedrückt wird, daß ein Gewinn dem Kapitalisten nicht mehr übrig bleibt?

Der Grund ist der gesunde Egoismus der mit Kapital wirtschaftenden Personen, der der gesamten Volkswirtschaft zum Segen gereicht. Ist das letztere wirklich der Fall, deckt sich also dauernd der wirtschaftliche Vorteil der wirtschaftenden Subjekte und der der Gesamtheit im Zinsphänomen, so ist das letztere eine Notwendigkeit der kapitalistischen Wirtschaft, ein ökonomisches Prinzip.

Bedienen wir uns zuerst der indirekten Beweisführung. Wenn die Verwendung von Kapitalstücken nicht mehr als deren Ersatz eintrüge, so wäre die Kapitalbildung zwecklos, ja unwirtschaftlich, weil sie einen unnötigen Umweg bedeutete. Warum soll ich denn, anstatt den Flachs mit der Hand zu spinnen und daheim zu weben, karg gekleidet gehen und frieren, um Spinnmaschinen und andere Kapitalstücke anzufertigen, die schließlich kein wertvolleres Produkt liefern, als ich inzwischen in derselben Arbeitszeit mit der Hand gefertigt hätte? Alle moderne kapitalistische Produktion involviert Arbeitsteilung und Austausch der Genußprodukte. Jedermann wird lieber jährlich je 100 Genußgüter produzieren, gegen die er jederzeit andere Genußgüter eintauschen kann, als mit Hilfe des Kapitals in drei Jahren 500 Produkte, falls letztere keinen höheren Preis erlangen als die in den letzten drei Jahren (in der Zahl von je 100) hergestellten Genußgüter.

Wolf, ein Hauptvertreter der Produktivitätstheorie in der Gegenwart, zeigt die Wertproduktivität des Kapitals folgendermaßen (l. c. S. 460):

Der Unternehmer bedarf des Kapitals, um Unternehmereinkommen gewinnen zu können. Das Kapital ist also ein objektives Bedürfnis, ein wahrhaftes Mittel und eine Bedingung der Unternehmergewinnerzielung. Darum teilt mit Recht der Unternehmer den Gewinn mit dem Kapitalisten. Dem Kapital ist eine selbständige Funktion zuzusprechen, obwohl es nur durch den Unternehmer zur Verwendung kommt.

Wertproduktivität ist die Fähigkeit des Kapitals über das Maß 1) der eigenen Kosten, 2) der Kosten der technisch eventuell zum Kapitalsersatz befähigten Produktionsfaktoren einen Ertrag zu liefern. — (Nur mit Hilfe des Kapitals erlangbare Errungenschaften sind: 1. Arbeitsteilung mit ihren Pro-

---

und diese Summe dem Produktwert des Kapitals gleichzusetzen. Denn die Kapitalstücke, die in eine bestimmte Form gebrachten Stoffe haben Wert nur darum, weil sie Träger der Produktivkraft sind, d. h. weil gewisse Naturkräfte an ihnen und durch sie sich betätigen können. Der Wert dieser stofflichen Träger und der Wert der durch sie ausgelösten Naturkräfte sind identisch. (Wolf (System — S. 463 gegen Marx: „„Kosten auch die Naturkräfte nichts „dem Kapital", so kosten sie doch — „das Kapital", haben den Kapitalseinsatz zur Voraussetzung"".) — Diese Behauptung wird durch Gebauers Anmerkung S. 39 f. nicht widerlegt, vielmehr durch Anm. 1 S. 40 f. bestätigt, wozu allerdings einschränkend zu bemerken ist, daß der Wert der Segelkraft (als der höchste Wert) den Wert der Substanz des zerstörten Segeltuches in sich schließt. — — Nun ist allerdings nicht zu bestreiten, daß der Produzent die Kapitalstücke in summa höher schätzt als die Summe ihrer objektiv feststehenden Kosten. Er hat sie ja darum erworben, weil er durch Kombination der Kapitalstücke Naturkräfte zur Auslösung bringen will, deren Effekt, wie er hofft, eine die Kosten übersteigende Bewertung erfahren wird. Will man also überhaupt den Wert der Naturkräfte in Rechnung stellen, so kann es in folgender Weise geschehen: Der Wert des Kapitalertrages ist gleich dem Werte der in den Kapitalstücken latent vorhandenen Naturkräfte, wie er in den Kosten der Kapitalstücke zum Ausdruck kommt, plus dem erzielten Mehrwerte der durch Kombination jener Kapitalstücke tatsächlich ausgelösten Naturkräfte.

duktionsvorteilen, als Ausnützung der persönlichen speziellen Fähigkeit des einzelnen, Ausnützung der durch Beschränkung auf eine Teilarbeit erlangbaren weit höheren Arbeitsvirtuosität, Wegfall der für den Uebergang von einer Teilarbeit zur andern erforderlichen, nicht genützten Zeit ꝛc. 2. Großbetrieb, der im Vergleich zum Kleinbetrieb Ersparnis an Rohstoff und allem Material, an den Arbeitswerkzeugen und an Arbeit bedeutet. 3. Entwickelte Produktionstechnik, insbesondere die Verwendung der Maschine. 4. Ausnützung der einen Kapitalseinsatz fordernden Naturkräfte.)

Die Wertproduktivität (führt Wolf weiterhin aus S. 472 f.) ist allerdings nicht so zu verstehen, daß das Kapital den Mehr-„Wert" schaffe, wie Pallas Athene, die gerüstet und gehelmt aus des Zeus Haupte springt, von diesem gezeugt wird. Das Programm der Produktivitätstheorie schließt bloß den Nachweis ein der Erzeugung 1) von Wertsubstrat durch das Kapital und etwa noch 2) den einer naturgemäßen Neigung des die Wertdignität verleihenden Publikums, diesem Substrat eine Würdigung zukommen zu lassen, daß dem Kapitalisten ein Ueberschuß über seine Aufwendungen bleibt. Der Konsument hat nämlich ebenso wie der Kapitalist Vorteil von der Kapitalverwendung. Wird z. B. infolge derselben die Produktenmenge vervierfacht, so zahlt der Konsument dafür nicht einen viermal so hohen Preis wie für die einfache Produktenmasse, sondern nur etwa das Drei- oder Zweifache (S. 466). Um diesen Gewinn aus der Kapitalsverwendung zu haben, ist der Konsument gezwungen, und zwar mit dem Zwange des vernunftgemäßen Räsonnements, damit der Kapitalist das Kapital in den Dienst der Wirtschaft stelle, jene vierfache Produktenmenge doch noch so hoch zu bezahlen, daß dem Kapitalisten mehr verbleibt als der Wiederersatz seiner Aufwendungen. Der Warenkäufer entrichtet also, damit er in den Genuß niedrigerer Preise trete, dem Kapitalisten durch das Medium des Warenproduzenten Kapitalzins. Wolf zeigt die Gesetzmäßigkeit (weil jedermann gegenwärtige wirtschaftliche Rationalität) dieser Gewinnteilung zwischen Kapitalisten und Konsumenten (S. 469).

Wolf hat somit den tatsächlichen (psychologischen und zugleich wirtschaftlichen) Grund für die den Kapitalsaufwand übersteigende Wertschätzung und Preisfestsetzung der Kapitalsprodukte (für die Wertproduktivität des Kapitals) gegeben. Trotzdem ist Böhm-Bawerk durch diesen Nachweis noch nicht zufriedengestellt, obwohl er auf denselben in der zweiten Auflage seines ersten Bandes nicht näher eingeht,[1]) sondern gegen ihn nur den wiederholt besprochenen hinfälligen Einwand[2]) vorzubringen weiß (S. 665 Anm.): „Aber sonst pflegt das ‚vernunftgemäße Räsonnement' doch bekanntlich [! ?] bei dem Bestande einer wirksamen Konkurrenz die Handlungen beider Marktparteien so zu lenken, daß der Preis der Produkte auf den Betrag ihrer Kosten nivelliert wird."

Der gesunde Egoismus der Konsumenten und Kapitalisten ist also der entscheidende Grund für die dauernde Existenz des Kapitalgewinnes. Aber vielleicht wird dieser Gewinn erlangt durch Ausbeutung der Zwangslage der Arbeiter, ohne die die großzügige Kapitalbildung und -Verwertung nicht möglich ist. Die sozialistischen Zinstheoretiker behaupten, den Arbeitern gehöre das gesamte Produkt, zu dessen Entstehung sie mitgewirkt hätten. Zu Unrecht werde ihnen der Teil des Produktes, der als Gewinn auf die Kapitalisten entfalle, entzogen. Sehen

[1]) Während er sich recht ausführlich mit Wieser (Der natürliche Wert 1889) beschäftigt, bei dem er allerdings Angriffspunkte genug findet.

[2]) Wie auch gegen George (S. 589).

wir einen Augenblick zu, ob es überhaupt möglich ist, daß der Arbeiter den „vollen Arbeitsertrag" erhalte. Diese Frage ist identisch mit der: Kann im sozialistischen Staate der Zins ganz wegfallen? Ich antworte: nein.

Allerdings gibt es bei einem stationären Zustande der Volkswirtschaft im sozialistischen Staate keinen Zins. Denn in diesem Falle würde die gesellschaftliche Arbeit in einer Periode dieselbe Produktenmenge fertigstellen, wie sie zum Verzehr für diese Frist aus der früheren Periode übernommen hat.[1]) Dann hat die Zeit nicht die Bedeutung, die ihr Böhm-Bawerk prinzipiell zuschreibt.[2]) Da man jedoch auch dem sozialistischen Staate einen wirtschaftlichen Fortschritt, d. h. eine andauernde Vermehrung der Gesamtgütermenge zuschreiben muß, so ist die Menge der den Arbeitern in einer Produktionsperiode zur Verfügung stehenden Genußgüter kleiner als die von ihnen in derselben Zeit hergestellte, aber erst nach Ablauf der Periode genußreif werdende Gütermasse. Denn die Vermehrung der Konsumgüter ist ja der Zweck und Effekt der Kapitalsvermehrung. Das Manko an Genußgütern während der Periode ist der Zins, den die Arbeiter an den Staat als Eigentümer des Kapitals zahlen.

Man kann vielleicht einwerfen: Der Staat zahlt aber den Zins wieder heraus, am Schlusse bekommen ja doch alle Arbeiter den „vollen Arbeitsertrag". Hierauf ist zu erwidern: Die einzelnen Arbeiter erhalten nicht den ihrer Arbeit

---

[1]) Cassel, Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag (Göttingen 1900) S. 91.

[2]) Die Zeit ist ja überhaupt nicht etwas Trennendes, sondern Verbindendes. Sie ist eine von unserem Denken unzertrennliche Anschauungsform, die — infolge der durchgängigen Assoziationen unserer Vorstellungen und sonstigen Bewußtseinsinhalte (Wundt, Grundzüge der Physiologischen Psychologie 4. Aufl. 1893 S. 411, 430) — die Vorstellungen der künftigen Bedürfnisse und die vorbereitenden Handlungen zu deren Befriedigung ermöglicht. Die Zeit bezeichnet die Kontinuität des Menschen, seines Denkens, seiner Bedürfnisse und Bedürfnisbefriedigungen. Der Zeit ist daher nicht eine Unterschätzung, sondern die gehörige Würdigung auch des künftigen Lebensunterhalts in Rechnung zu setzen.

In bezug auf den Zins drückt die Zeit die Anzahl der Produktionsumschlagsperioden aus. Der Zins ist ja ein Teil des Produktionsertrages. Als man im Mittelalter den Zinsbezug nur in Form des Fruchtgenusses von den natürlichen Fruchtträgern (Grund und Boden, fruchtbare Tiere, Bäume rc.: cf. Endemann l. c. S. 321, 542, 544, 565, 571 f.) gestattete, sollte, da die Früchte jährlich einmal reiften, die Vereinbarung: „A hat an B an Zins jährlich fünf Sack Roggen zu zahlen" besagen: A gibt von dem jedesmaligen Ertrage des ihm überlassenen Fruchtträgers einen bestimmten Bruchteil an B ab. (Calvin, ein Vorkämpfer der Zinsfreiheit und der Lehre von der Produktivität des Kapitals [besonders im Handel: Corpus Reformatorum Bd. 56 S. 117, Bd. 68 S. 432, Bd. 38 S. 245 f.] betont, daß die Zinsen nicht in vorher genau festgesetzter Höhe, sondern nur im Verhältnis zu dem vom Kapital tatsächlich erzielten Ertrage zu vereinbaren seien. Corp. Ref. Bd. 47 S. 245 f.: Mais ce pendant je vouldroye bien quon y gardast telle moderation que ce ne fust point pour en tirer profit certain mais quon se contenast en baillant son argent a quelque marchant homme de bien, de se rapporter a sa foy et loyante a ce quil en fist profit equitable, selon que Dieu feroit prosperer son labeur. cf. Bd. 38 S. 245 f. — Aehnlich in neuerer Zeit: Kleinwächter, Das Einkommen und seine Verteilung [Leipzig 1896] S. 156).

Durch die Fortführung der jährlichen Zinsberechnung trotz der verschiedenen Länge der Umschlagsperiode bei der modernen Güterproduktion wird der obige Satz durchaus nicht entkräftet, daß in bezug auf den Zins durch die Zeit die Anzahl der Umschlagsperioden eines bestimmten Produktionszweiges ausgedrückt werde. Zahlt z. B. ein Unternehmer in einem Produktionszweige mit drei Umschlagsperioden pro anno 5% = 1/20 des Kapitalbetrages an Zinsen, so liegt dem die Rechnung zugrunde, daß er in jeder Umschlagsperiode durchschnittlich an Gewinn mehr als 1/60 des Kapitalbetrages zu erzielen hofft, bzw. daß er für jede Umschlagsperiode von seinem Gewinn 1/60 des entliehenen Kapitalbetrages an den Gläubiger abzutreten hat.

entsprechenden Anteil am Produkt. Denn ein Teil der Arbeiter ist vor Schluß der Periode gestorben. Die anderen erhalten zwar den vollen Anteil, aber nicht zum Verzehr in der ersten Periode, in der sie ihn erarbeitet haben, sondern als Vorschuß für ihre Arbeit in der zweiten Periode. In der zweiten Periode entsteht gleichsfalls ein Manko infolge der Kapitalsvermehrung und so fort.[1]) Aus demselben Grunde muß ein Defizit eintreten, wenn die Produktivität des Kapitals steigt, ohne daß es vermehrt wird. — Weil auch im sozialistischen Staate mit der Nachfrage die Wert- und Preisgesetze ihre Geltung behalten, so wird dieses Manko ebenfalls im Preise der Genußprodukte zum Ausdruck kommen (auch wenn dieser Preis z. B. mit Arbeitsscheinen bezahlt wird).

Hieraus ersehen wir, daß in der fortschreitenden Volkswirtschaft der Zins mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes aus der (technischen und Wert-) Produktivität des Kapitals hervorgeht.

Auch die heutige individualistische Produktionsweise schlägt ebenso zum Vorteil des Arbeiters wie des Kapitalisten und Konsumenten (im allgemeinen) aus. Denn durch die Verbilligung der Produkte, die der Arbeiter als Konsument kauft, und durch die Lohnerhöhung, welche beide im großen Ganzen mit der Kapitalsvermehrung sowie mit der Produktivitätssteigerung des Kapitals verknüpft sind, kommt der Arbeiter zum Genuß einer immer größeren Gütermenge. Wenn in Deutschland der ganze Kapitalgewinn zur Vermehrung des Kapitals verwendet wird,[2]) so stehen sich die Arbeiter nicht schlechter, ist der Zins nicht höher als im sozialistischen Staate. Denn dann gelangt ja der Vorrat an Konsumgütern, der ihnen in der verflossenen Periode noch nicht ausgezahlt werden konnte, nachträglich als Vorschuß ebenso in ihre Hände, als wenn der Staat der Kapitaleigentümer wäre.

Es hat sich also ergeben: Der Zins ist von der kapitalistischen Produktionsweise unzertrennlich. Er wird dauernd durch die Produktivität des Kapitals erzeugt. Er ist ein ökonomisches Prinzip, das allen an der Wirtschaft Beteiligten und Interessierten unschätzbaren Vorteil bringt.

Hiermit ist die Hinfälligkeit der Folgerungen und „Schlußergebnisse“ erwiesen, die Böhm-Bawerk aus seinem „Entweder — Oder“ zieht (S. 227) und folgendermaßen zusammenfaßt: „Es war von vornherein ein hoffnungsloses Bemühen, aus einer produktiven Kraft des Kapitales den Zins ganz und voll erklären zu wollen. — — Was die produktive Kraft leisten kann, ist nur Schaffung von viel [!!] Wert, aber nie Schaffung von mehr Wert. — — Denn sie ist unleugbar der Grund und Maßstab für den Wert des Kapitalstücks selbst, in dem sie liegt. — — Ein Rest — ein Ueberschuß — bleibt nicht.“

Bezüglich der Ableitung des Zinses für Konsumtivdarlehen aus dem Kapitalzinse verweise ich auf die obigen Ausführungen (S. 5 f.).

B. Vereinbarkeit des Sinkens des Zinsfußes mit dem Steigen der Produktivität des Kapitals.

Einen zweiten Haupteinwand gegen die Produktivitätstheorie macht unser Autor in seiner Polemik gegen Roesler. Indem er die Ansicht Roeslers bekämpft, daß die größere Produktivität des Kapitals den Zins herabdrücke,

[1]) Cassel l. c. S. 94 f.
[2]) Cassel l. c. S. 138—140.

richtet er die Produktivitätstheorie überhaupt. Er urteilt folgendermaßen (I. Bd. S. 214, 218):

„Roeslers Lehre — — läßt auch den Widerspruch, den der sinkende Zinsfuß und die steigende Produktivität des Kapitales bilden, ohne befriedigende Versöhnung, und mit diesem Widerspruch bleibt auch ein bedenkliches Zeugnis gegen die Richtigkeit aller Theorien in Kraft, welche den Zins als eine reine Frucht der Kapitalsproduktivität erklären wollen."

Dieser Widerspruch ist meines Erachtens nicht so schwer zu lösen. Nur muß man folgendes festhalten:

Kapitalrente und Kapitalzins sind auseinander zu halten. Kapitalrente ist der Betrag, um den der Preis der dem Kapital zuzurechnenden Produkte den Kapitalbetrag (die Kosten der Kapitalstücke) übersteigt. Kapitalzins ist der Preis für geliehenes Kapital.

I. Die Kapitalrente, die ihre Existenz der Produktivität des Kapitals verdankt, läuft mit dieser oft nicht parallel.

II. Der Kapitalzins, der seine Existenz der Kapitalrente verdankt, läuft mit dieser oft nicht parallel.

Ad I. Inwiefern die Kapitalrente ihre Existenz der Produktivität des Kapitals verdankt, ist im vorigen Abschnitt auseinandergesetzt worden. Im Verhalten der Rente zur Produktivität können folgende Fälle eintreten:[1])

1. Die Kapitalrente steigt in einem Unternehmen in demselben Maße wie die physische Produktivität des Kapitals. Das ist der Fall bei Verbesserung eines Verfahrens, das anderen Unternehmern noch nicht bekannt oder zugängig ist, ohne daß Produktenpreis und Arbeitslohn sich ändern.

2. Die Kapitalrente steigt in geringerem Maße als die Produktivität. Arbeiter oder Konsumenten oder beide ziehen einen Teil der Mehrprodukte an sich, die Produkteneinheit wird infolge der Konkurrenz billiger, bzw. der Arbeitslohn höher. Die vergrößerte Zahl der Produkte ermöglicht zwar noch ein Steigen der Rente, die letztere hält aber nicht gleichen Schritt mit der physischen Produktivität.

3. Die Kapitalrente bleibt dieselbe, obwohl die Produktivität steigt — aus demselben Grunde wie bei Nr. 2.

4. Die Rente fällt, obwohl die Produktivität steigt. Die erstere kann natürlich im einzelnen Unternehmen bis auf 0 fallen,[2]) ja es kann bei Kapitalsverwendung ein Minus sich ergeben.

Man spricht gewöhnlich von „der" Kapitalrente, während man von „den" Kapitalrenten der verschiedenen Unternehmungen sprechen müßte. Obige 4 Fälle können ja zu gleicher Zeit in verschiedenen Produktionszweigen bestehen. Wenn in allen Fällen von einer Produktivitätssteigerung des Kapitals die Rede ist, so ist eine solche (der Wirklichkeit und Böhm-Bawerks Einwurf entsprechend) nur im allgemeinen vorausgesetzt. Diese Steigerung ist jedoch nicht in jedem Einzelunternehmen, also nicht in jedem Falle anzunehmen.[3]) Man kann zwar in

---

[1]) Es sind alles selbstverständliche Dinge. Sie illustrieren jedoch die Tatsachen, deren Erklärung Böhm-Bawerk fordert.

[2]) Wolf l. c. S. 471 f.

[3]) Die Verschiedenheit der Produktivität und Rente der Unternehmungen resultiert aus ihrer ungleich günstigen Lage zum Bezug der Roh- und Hilfsstoffe und zum Absatz der Produkte (Transportkosten), aus den verschiedenen Kosten jener Stoffe in Kombination mit ihrer ungleichen Qualität, aus verschiedenen Arbeitslöhnen und Produktionsmethoden je nach dem fixen Kapital, aus verschiedener Kalkulation und Disposition der Geschäftsleiter in bezug auf Produktion, Qualität und Absatz der Ware, aus deren verschiedenen Preisen rc.

ähnlicher Weise „die“ Kapitalrente als den Durchschnitt der verschiedenen Kapitalrenten zu einer bestimmten Zeit sich denken. Aber zahlenmäßig ist dieselbe nicht zu fassen.

Nun scheint es allerdings richtig zu sein, daß die Renten im Durchschnitt die Tendenz haben zu sinken, obwohl die Produktivität im Durchschnitt steigt. Das ist aber leicht erklärlich. Den Konsumenten und Arbeitern[1]) ist neuerdings mehr als der Zuwachs an Genußgütern, die die Steigerung der Produktivität erzeugt hat, in den Schoß gefallen. Sie haben noch einen Teil der früheren durchschnittlichen Kapitalrente in Wegfall bringen können.[2])

II. Der Kapitalzins, der seine Existenz der Kapitalrente verdankt, läuft mit dieser oft nicht parallel. — Ist der Produzent nicht im Besitz des nötigen Kapitals, so leiht er sich solches. Im Zins gibt er einen Teil der Rente, die er dem Kapital verdankt, dem Darlehnsgeber ab. Der Zins hat seinen Bestand in der Rente. Der Darlehnsnehmer kann den Zins nicht zahlen, wenn er ihn nicht selbst in der Rente eingenommen hat. Wie die Rente ihre Grenze an der Produktivität des Kapitales hat, aber tatsächlich unter derselben steht, so hat auch der Zins im allgemeinen seine Grenze an der Rentabilität, erreicht diese aber in der Regel nicht. Denn der Unternehmer würde nicht produzieren, wenn ihm nichts von der Rente übrig bliebe.

Man unterscheidet Rohzins und Reinzins. Der Rohzins besteht aus Reinzins plus Risikoprämie. Den Zins, der für je 100 Kapitaleinheiten gezahlt wird, nennt man Zinsfuß.[3]) Der Zinsfuß wird von dem Darlehnsgeber und Darlehnswerber durch Vereinbarung festgesetzt.

Falsch ist der landläufige Satz, daß die Höhe des landesüblichen Zinsfußes von der Rentabilität des am wenigsten produktiv angelegten Kapitalteiles abhänge. Das Leihkapital, meint man, habe seinen Preis wie jede Ware. Weil nun noch Kapital zu dem niedrigen Preise zur Verfügung stand, so gehen auch die übrigen Darlehnswerber auf dieses Niveau herab.[4]) Das ist aus folgendem Grunde nicht richtig: Es gibt keinen „landesüblichen Zinsfuß“.[5]) Die Zinsen werden von verschiedenen Kontrahenten verschieden hoch festgesetzt.[6]) Je nach dem Zweck, für den das Darlehen bestimmt ist, je nach der Zeit, für die es begehrt wird, je nach der Sicherheit, die Entleiher, Bürgen oder Pfänder für Kapital und Zinsen bieten, je nach der Geschäftskunde und den Eigenschaften des einen oder anderen Kontrahenten werden verschieden hohe Zinsen gezahlt. Niemand weiß, wer den niedrigsten Zins zahlen wird. Man kann nur von einem ungefähren Durchschnitt der tatsächlich gezahlten Zinsen derjenigen Kapitalien sprechen, welche unter *ungefähr* denselben Bedingungen ausgeliehen *sind*. Bei Neufestsetzung der Zinsen werden neben diesem Durchschnitt, soweit er bekannt

[1]) Dem widerspricht nicht der vorige Abschnitt (Zins im sozialistischen Staate). Denn dort war nur prinzipiell von der Existenz, aber nicht von der Höhe des Zinses die Rede.

[2]) In den früheren Produktivitätsstufen des Kapitals war es bei der relativen Kapitalarmut, bei den Preistaxen und der Beschränkung der Konkurrenz durch die Zünfte ꝛc. den Unternehmern möglich, einen verhältnismäßig größeren Teil der Kapitalsprodukte für sich, bzw. den Kapitalisten zu behalten.

[3]) Oder genauer: Der Zinsfuß drückt das Verhältnis des Zinsbetrages zum Kapitalbetrage aus.

[4]) *Jevons* bei *D'Aulnis de Bourouill*: Der Zinsfuß. Die Ursache seines Sinkens und seine nächste Zukunft: *Conrads* Jahrb. n. F. Bd. 18 (1889) S. 390, 395, 412.

[5]) *Kleinwächter*, Lehrbuch — — S. 405 (cf. 403).

[6]) cf. oben: Grenznutzen- und Kostengesetz.

geworden ist, und dem neuen Verhältnis von Kapitalsangebot und -Nachfrage (ihrem Umfange und ihrer Intensität nach), soweit es sich übersehen läßt, (genauer:) tatsächlich übersehen wird, wieder die verschiedensten Umstände in die Wagschale fallen.

Für das Sinken des durchschnittlichen Zinses lassen sich folgende Deutungen geben:

1. Es ist vorläufig nur eine Vermutung, die übrigens auch von mir geteilt wird, daß der Zinsfuß im Durchschnitt die Tendenz hat zu sinken. In den letzten Jahrhunderten wechselten wiederholt Perioden des Sinkens und Steigens[1]) des Zinsfußes.[2]) Diese Vermutung erhält ihre Nahrung durch die Tatsache, daß die periodischen Wellenberge und -Täler auf ein immer tieferes Niveau zu liegen kommen, und würde auch nicht entkräftet, wenn infolge eines Um- und Aufschwunges der Industrie 2c. hie und da ein Wellenberg über seine Vorgänger hervorragen würde.

2. Man könnte den Rückgang des Zinses mit dem Rückgang der Risikoprämie begründen und sagen: Die Kapitalrente setzt sich aus den beiden Posten Unternehmergewinn und Zins zusammen und der Zins wieder aus Reinzins und Risikoprämie. Reinzins und Unternehmeranteil sind nun nicht gefallen, sondern mit steigender Produktivität sogar gewachsen. Nur die Risikoprämie ist mit der größeren Rechtssicherheit und dem steigenden Vertrauen zu den Unternehmungen gesunken, und zwar in stärkerem Maße, als der Reinzins gestiegen ist.

3. Selbst wenn wir annehmen, daß sowohl Reinzins als Risikoprämie gefallen sind, so könnte doch der Unternehmeranteil und damit event. die ganze Rente gestiegen sein. Unternehmer und Kapitalverleiher sind zwei Unterhändler, die beide einen möglichst großen Teil der Rente zu erlangen trachten. Freiwillig wird der Unternehmer, auch wenn die Rente steigt, den Zins nicht erhöhen, ja es wird ihm gelingen, denselben noch zu drücken, wenn der Spartrieb im Volke sehr entwickelt ist und mehr neue Kapitalien zur Verfügung stehen, als die Unternehmer benötigten und bisher begehrten.

4. Umgekehrt kommt es vor, daß der Unternehmer einen höheren Zins zu zahlen gezwungen ist, obwohl die Rentabilität zurückgeht, nämlich wenn zur Fortführung der alten und zu neu gegründeten Unternehmungen mehr Kapital beansprucht wird, als erspart worden ist, und außerdem vielleicht der Absatz speziell der Produkte jenes Unternehmers ins Stocken gerät.[3])

Wir haben gesehen, daß die Kapitalrente ebensowenig mit der Produktivität des Kapitals parallel zu laufen braucht wie der Zins mit der Rente. Warum sollte denn der Zins mit der Produktivität parallel laufen? Trotzdem ist die Quelle und Obergrenze der (durchschnittlichen) Kapitalrente die (durch-

[1]) Wolf, System der Sozialpolitik S. 469, 484. Gebauer l. c. S. 28 f. Kleinwächter, Das Einkommen — — S. 144, 147.

[2]) Kahn, Geschichte des Zinsfußes in Deutschland seit 1815 (Stuttgart 1884). — Voye, Ueber die Höhe der verschiedenen Zinsarten und ihre wechselseitige Abhängigkeit. Die Entwicklung des Zinsfußes in Preußen von 1807—1900 (Jena 1902). Nach Voye zeigt sich bei langfristigen Darlehen in Preußen:

1807—44	ein Sinken	des Zinsfußes	von	8 — 3½ %
1845—70	„ Steigen	„ „	„	3½ — 5 %
1871—95	„ Sinken	„ „	„	5 — 3 %
1895—1900	„ Steigen	„ „	„	3 über 3½ %.

[3]) Ausnahmsweise, in Krisen 2c. wird ein Unternehmer den Aufschlag, um den der vorher ausbedungene Zins sogar die tatsächliche Rente übersteigt, aus besonderen Gründen aus seinem sonstigen Einkommen decken, falls er solches bezieht.

schnittliche) Produktivität des Kapitals, und die Quelle und Obergrenze des (durchschnittlichen) Zinses die (durchschnittliche) Kapitalrente.

Man wird wohl am wenigsten fehlgehen mit der Annahme, daß, wie die gesamte Kapitalrente im Durchschnitt trotz des Steigens der Produktivität die Tendenz hat zu fallen, auch jeder der Posten, aus denen sie sich zusammensetzt: Unternehmeranteil und Zins und ebenso wieder die einzelnen Teile des letzteren: Reinzins und Risikoprämie (falls lange Perioden in Betracht gezogen werden) im Durchschnitt sinken. Der Grund hierfür ist der oben angegebene, daß Konsumenten und Arbeiter die Rente nach und nach abbröckeln.[1]) Der größere Produktenanteil der Konsumenten ist (wieder) auf den entwickelten Spartrieb zurückzuführen, der auch durch einen niedrigeren Zins noch angeregt bleibt, aber doch den Produzenten Mittel und Gelegenheit gibt, den Konsumenten mehr Güter als bisher anzubieten und deshalb mit dem Preise herabzugehen. Der höhere Lohn der Arbeiter beruht teils auf ihrer höheren Leistungsfähigkeit, teils auf ihrer Koalition, teils auf der humaneren Gesinnung der Menschen, von der auch die Arbeitgeber nicht frei bleiben können.

Bei wie viel Prozent und wann der Zinsfuß die Untergrenze finden wird, an der der Spartrieb, wenn nicht erlahmen, so doch wesentlich geschwächt werden würde, läßt sich jetzt noch nicht bestimmen.

Schluß.

Das Resultat unserer Untersuchungen ist folgendes:

Das Sinken des Zinsfußes ist mit dem Steigen der Produktivität des Kapitals wohl vereinbar. Die Forderung Böhm-Bawerks, die Wertproduktivität des Kapitals zu erklären, wird von der Produktivitätstheorie erfüllt. Diese zeigt, daß der Grund für die Preisfestsetzung der entsprechenden Produkte in einer den Kapitalaufwand übersteigenden Höhe in der Produktivität des Kapitals selbst liegt, daß der Zins mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes aus der Produktivität hervorgeht.

Was aber Böhm-Bawerk so nachdrücklich von anderen fordert, das leistet er selbst nicht. Er setzt ja in seiner Theorie als selbstverständlich voraus, daß die durch die technische Produktivität des Kapitals erzeugte größere Produktenzahl auch einen höheren Wert erlange als die geringere (Bd. I S. 215; Bd. II S. 278. — cf. oben S. 24 f.). Alle übrigen zur Erklärung der Wertproduktivität des Kapitals herangezogenen Momente (Perspektivische Verkürzung 2c.) sind ja (abgesehen von ihrer Hinfälligkeit) nur Beiwerk. Denn sie konstituieren nicht den Wert der Produkte, sondern reduzieren nur den vorausgesetzten höheren Produktenwert. Demnach würde unser Autor entsprechend der von ihm gegebenen Charakteristik der „naiven Produktivitätstheoretiker“ (I. Bd. S. 137) zu dieser Gruppe zu rechnen sein.[2])

---

[1]) Wolf l. c. S. 485. D'Aulnis de Bourouill l. c. S. 378, 390, 398, 412. cf. Denselben: Conrads Jahrb. n. F. Bd. 20 (1890) S. 362 f.

[2]) Böhm-Bawerk bemerkt im Hdw. d. Staatswiss. (2. Aufl. 7. Bd. S. 948 Artikel „Zins“), daß seine Theorie als eine Art motivierte Produktivitätstheorie bezeichnet werde. Pierson bei Böhm-Bawerk (I, 696): „Unser Verfasser steht mit beiden Füßen auf dem Boden der Produktivitätstheorie.“ — Knut Wicksell, Ueber Wert, Kapital und Rente (Jena 1893) S. 86.

Diehl, Conrads Jahrb. 3. F. 21. Bd. S. 839: „Mir scheint, daß gerade durch

Die Entscheidung darüber, ob eher in der Theorie Böhm-Bawerks oder in der Produktivitätstheorie ein „logischer Purzelbaum" zu finden sei (wenn man diese Bezeichnung wählen will, cf. Böhm-Bawerk I. Bd. S. 694), möge unbefangenen Kritikern überlassen bleiben. Wer sich der Mühe unterzieht, diese Agiotheorie genau zu studieren, der muß wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß sie in Zukunft die Bedeutung nicht haben kann, die ihr Verfasser ihr zuschreibt.[1] [2])

---

die Böhmsche Theorie die alte Produktivitätstheorie eine neue Bekräftigung erfahren hat." S. 834: „Es scheint mir — —, daß im Grunde genommen die Böhmsche Agiotheorie gar nicht so sehr weit entfernt ist von mancher früheren Theorie, z. B. der Produktivitätstheorie, und daß darum die schroffe Ablehnung dieser Theorien seitens Böhms zuweilen über das Ziel hinausginge."

Dagegen M. Block, Les progrès de la science économique depuis Adam Smith (Paris 1890). Bd. II S. 346: Il nous semble que ce qui a fait naître cette idée chez l'auteur, ce sont les théories qui ramènent tout au travail, le capital n'est dans ce système que du travail antérieur, figé, cristallisé.

[1]) Schmoller l. c. S. 644: „Die Adepten der (österreichischen) Schule haben mit gespreiztem Selbstbewußtsein sich selbst und untereinander zu oft das Zeugnis großer Geister ausgestellt."

[2]) Böhm-Bawerk I S. 611: „Den einflußreichsten Zuwachs dieser Art. [scil. unter den neuesten Zinstheorien] repräsentiert wohl jene Theorie, welche den Zins aus einer Wertdifferenz zwischen gegenwärtigen und zukünftigen Gütern erklärt" cf. S. 696. — — Dagegen Diehl in Conrads Jahrb. 3. F. 21. Bd. S. 834.

Lebenslauf.

Ich, Emil Schabe, evangelischer Konfession, geboren am 9. März 1860 zu Liebichau, Kreis Sprottau, als Sohn des Scholtiseibesitzers Ernst Schabe und seiner Ehefrau Ernestine, geb. Hoffmann, besuchte das Kgl. Gymnasium zu Sagan, das ich Ostern 1882 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Hierauf widmete ich mich der Theologie und studierte auf der Universität Breslau bis Ostern 1886. Später trat ich zum kaufmännischen Berufe über. Seit dem Winter 1901 studierte ich Nationalökonomie und hörte als Hospitant an der Königlichen Universität Breslau zugleich Vorlesungen aus dem Gebiete der Zoologie, Philosophie und Jurisprudenz. Meine Lehrer waren die Herren Professoren und Dozenten:

Wolf, Sombart, Kükenthal, Ebbinghaus, Freudenthal, Muther, Dahn, Brie, Jacobi, Jörs, Manigk.

Allen diesen Herren sage ich meinen verbindlichsten Dank.

Lebenslauf.

Ich, Emil Schabe, evangelischer Konfession, geboren am 9. März 1860 zu Niebichau, Kreis Sprottau, als Sohn des Scholtiseibesitzers Ernst Schabe und seiner Ehefrau Ernestine, geb. Hoffmann, besuchte das Kgl. Gymnasium zu Sagan, das ich Ostern 1882 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Hierauf widmete ich mich der Theologie und studierte auf der Universität Breslau bis Ostern 1886. Später trat ich zum kaufmännischen Berufe über. Seit dem Winter 1901 studierte ich Nationalökonomie und hörte als Hospitant an der Königlichen Universität Breslau zugleich Vorlesungen aus dem Gebiete der Zoologie, Philosophie und Jurisprudenz. Meine Lehrer waren die Herren Professoren und Dozenten:

Wolf, Sombart, Kükenthal, Ebbinghaus, Freudenthal, Kutzer, Dahn, Brie, Jacobi, Jörs, Klonigk.

Allen diesen Herren sage ich meinen verbindlichsten Dank.

